

Buntstiftchen

Komm mit mir

Veröffentlicht auf Harry Potter Xperts
www.harrypotter-xperts.de

Inhaltsangabe

Er liebt sie nicht. Ganz gewiss nicht. Was er für sie empfindet, das ist keine Liebe. Wenn er an sie denkt, dann ist da keine Liebe. Da ist nur Schmerz. Schmerz darüber, dass sie ihn so sehr verabscheut. Schmerz darüber, dass sie ihn nicht will und Schmerz darüber, dass er sie nicht haben kann. Sie verursacht ihm Schmerzen und deshalb liebt er sie nicht. Er hasst sie.

Vorwort

Jahr sechs. Draco Malfoy hat den Todessern Zugang zum Schloss verschafft. Dumbeldore stirbt, ebenso wie fast alle anderen Mitglieder des Ordens, die zur Hilfe heraneilen. Als schließlich Voldemort höchst selbst auftaucht und Harry Potter tötet, ist der Kampf vorbei und die Jagd auf die noch in der Schule umherirrenden übrigen Mitglieder des Ordens beginnt. Hermine stolpert Draco Malfoy in die Arme.

Und er scheint auf sie gewartet zu haben. Anstatt sie auszuliefern und zu töten rettet er ihr schließlich ohne zu zögern das Leben.

Inhaltsverzeichnis

1. Warum?
2. Keine Gefangenen
3. Du lügst!
4. Die andere, versteckte Seite
5. Nicht gekanntes, nie gefühltes
6. Ihre kleine, gottverdammte Existenz
7. Ich hasse dich!
8. Was hast du getan?
9. Der Junge, dem nie etwas wichtig war

Warum?

Jahr sechs. Draco Malfoy hat den Todessern Zugang zum Schloss verschafft. Dumbledore stirbt, ebenso wie fast alle anderen Mitglieder des Ordens, die zur Hilfe heraneilen. Als schließlich Voldemort höchst selbst auftaucht und Harry Potter tötet, ist der Kampf vorbei und die Jagd auf die noch in der Schule umherirrenden übrigen Mitglieder des Ordens beginnt. Hermine stolpert Draco Malfoy in die Arme.

Und er scheint auf sie gewartet zu haben. Anstatt sie auszuliefern und zu töten rettet er ihr schließlich ohne zu zögern das Leben.

*Komm mit mir mit.
Irgendwohin.
Nur fort von dieser Welt.*

Als ich um die Ecke biege, kommt mir eine Gestalt entgegen. Sie rennt, als wäre der Teufel hinter ihr her. Nein, nicht der Teufel, denke ich. Etwas Schlimmeres. Etwas so viel, viel Schlimmeres. Ich bleibe stehen und beobachte, wie die Gestalt mir immer näher kommt, ohne mich in der Finsternis des Ganges ausmachen zu können.

Ich erkenne die Person fast augenblicklich. Die langen, buschigen Haare. Die schmale, zarte Figur. Es ist Hermine Granger. Erleichterung überflutet meinen Körper wie eine Welle lauwarmen Wassers. Endlich. Ich habe sie gefunden. Sie ist alleine und ich weiß, was das bedeutet. Die anderen sind schon tot. Sie ist die Letzte.

Als sie mich aus den Schatten treten sieht bleibt sie wie versteinert stehen. Ihre Augen weiten sich, als sie mich erkennt.

Wir stehen uns einen Moment lang vollkommen reglos gegenüber und in unseren Augen spielt sich in dieser einen Sekunde unsere ganze Geschichte ab. Vom ersten Tag auf dieser Schule hinweg bis heute, dem letzten Tag, rauschen die Jahre an uns vorbei. Hass blitzt in ihren Augen auf. Hass der so stark ist, dass ich einen Moment das Geschrei und Gebrüll um uns herum nicht mehr hören kann.

Dann holt eine Explosion irgendwo über uns sie aus ihrer Starre und sie zuckt zusammen. Ihr Kopf fährt nach links und dann rechts, als suche sie einen Ausweg, den es aber nicht gibt. Ich weiß, dass sie ihren Zauberstab nicht mehr bei sich hat. Hätte sie, dann würde sie ihn ohne zu zögern gegen mich einsetzen. Sie weiß, dass ich Schuld daran trage, dass alle tot sind.

Sie erkennt, dass sie gefangen ist. Ihre Augen überfluten, heften sich auf meinen Stab, den ich nicht gezogen habe. Sie versteht nicht. Natürlich nicht.

Sie will umdrehen und zurückweichen, aber plötzlich ertönen Schritte und Rufe hinter ihr. Sie fährt herum, dann starrt sie wieder mich an. Sie weiß, dass sie verloren ist. Das sehe ich in ihren Augen. Ich kenne diesen Ausdruck. Das in die Ecke gedrängt Tier, das in der Falle sitzt und weiß, dass es zu Ende geht.

Ich trete einen Schritt auf sie zu und halte ihr meine Hand hin.

„Komm mit mir“, sage ich, aber sie weicht vor mir zurück.

Sie zittert. Die Schritte kommen immer näher.

„Komm her“, sage ich ein weiteres Mal.

Diesmal klingt meine Stimme eine Spur drängender. Viel Zeit haben wir nicht mehr. Ihr Blick fährt zwischen mir und der Richtung, aus der die Schritte immer näher kommen, hin und her. Sie wankt leicht. Ich sehe Blut den Ärmel ihres Umhangs durchweichen.

„Ich bringe dich fort“, sage ich ruhig. „Vertrau mir, oder du wirst sterben.“

Ihr Mund öffnet sich, aber sie bringt keinen Ton hervor. Plötzlich schiebt sich ein Lachen auf ihr Gesicht. Spott flackert in ihren Augen auf.

„Ja sicher“, zischt sie, dann spuckt sie vor mich auf den Boden, kehrt mir den Rücken zu und geht wankend, aber doch hoch erhobenen Hauptes in Richtung der Schreie und Rufe davon.

Sie würde lieber sterben, als mir zu vertrauen. Beinahe muss ich lachen. Das war von Anfang an klar gewesen. Lieber geht sie dem Tod entgegen, als dass sie mir ihr Schicksal und ihr Leben in die Hand gibt.

Mir aber macht das nichts. Damit musste ich rechnen. Ich bin vorbereitet. Mit zwei großen Schritten habe ich sie eingeholt. Grob packe ich sie um die Mitte. Es ist das erste Mal in sechs Jahren, dass ich sie berühre. Das eine Mal ausgeschlossen, als sie mich geschlagen hatte. Sie ist sehr weich.

Sie versucht sich loszureißen, aber ihre Kraft reicht dazu nicht mehr aus. Sie reicht nicht einmal mehr dafür aus zu schreien.

Ich umklammere ihren kleinen Körper so fest ich kann. Ich muss ihr wehtun, aber sie macht keinen Mucks. Ich darf sie nicht loslassen, wenn sie überleben soll.

Der Strudel reißt uns fort, aber ich halte sie so fest, dass nichts auf dieser Welt uns auseinanderreißen kann ohne uns zu töten.

Als wir auf einer finsternen, kalten Gasse vom Wirbelsturm ausgewürgt werden, bricht sie zusammen und ich kann sie gerade noch auffangen, bevor sie zu Boden geht.

Sie beginnt mit ihren kleinen, so schrecklich kraftlosen Fäusten verzweifelt auf mich einzuprügeln. Sie windet sich in meinen Armen, solange, bis ich sie schließlich laut auf fluchend loslassen muss. Sie geht zu Boden und krabbelt hinter einige Mülltonnen, die um uns verteilt in der finsternen Gasse stehen. Der Regen prasselt auf sie nieder. Unheilvolles, metallenes Trommeln erfüllt die Luft.

Seufzend verschränke ich die Arme vor der Brust und starre ungeduldig auf die Tonne, hinter der sie kauert. Ich höre ihre Zähne aufeinander schlagen.

„Meinst du nicht auch, dass dieses Versteckspiel überflüssig ist?“, schnarre ich entnervt. „Wenn ich dich tot sehen hätte wollen, dann hätte ich dich da nicht rausgeholt, Granger.“

Ich gehe um die Tonnen herum, als sie sich nicht rührt. Sie lehnt mit dem Rücken an der dreckigen Steinmauer. Ihr Atem geht ganz flach. Ich weiß, dass sie Schmerzen hat. Sie versucht aufzustehen, als sie mich sieht, aber ihre Füße beben so stark, dass sie sie einfach nicht tragen. Ihre Haare kleben ihr im Gesicht.

Sie lacht keuchend, dann hebt sie langsam den Blick. Da ist Abscheu in den großen, braunen, sonst so warmen Augen. Abscheu, Wut, Hass, Trauer, Verzweiflung, Kälte, Hoffnungslosigkeit, Schmerz. Eine bunte Mischung, wie auch ich sie in mir trage. Ihre Stimme zittert, als sie spricht.

„Du hast sie ins Schloss geholt!“, stößt sie schwer atmend hervor. „Du hast ihrer aller Todesurteil unterschrieben.“

Ihre Stimme bricht wie Porzellan. Sie schüttelt sich. Blut läuft ihren Arm hinab, vermischt sich mit Regen zu hellroten Rinnsalen und Tropfen, die ihre Haut hellrosa färben.

Ich sehe einen Moment ausdruckslos auf sie hinab, dann bücke ich mich, um sie hochzuheben. Als ich sie am Arm fasse holt sie mit dem Fuß aus und versucht mich fortzustoßen, aber ich kann ihn mühelos abfangen und festhalten. Ihre Finger zerkratzen mein Gesicht und meinen Hals, aber das ist mir egal. Ich spüre es nicht. Sie wehrt sich heftig, ohne einen Mucks zu machen. Knurrend trete ich schließlich zurück und starre mit verschränkten Armen und aufeinandergepressten Zähnen zornig auf sie hinab.

Ihre Brust hebt und senkt sich heftig. Ich sehe, dass sie am Rande ihrer Kräfte angelangt ist. Wieder gehe ich vor ihr in die Hocke, diesmal, ohne sie anzufassen.

„Ich habe dir gerade unter enormem Risiko das Leben gerettet“, fahre ich sie gereizt an. „Das ganze war eindeutig zu viel Aufwand, als dass ich dich hier jetzt so einfach verbluten lasse.“

Noch ehe ich fertig gesprochen habe, hat sie ausgeholt und mir eine Ohrfeige verpasst. Wir starren uns an.

„Dann lass mich doch einfach erfrieren“, zischt sie mit schmerzverzerrtem Gesicht, ehe sie auf keucht, als ich ihre Hand abfange, die ein weiteres Mal auf mein Gesicht zugeflogen kommt.

Knurrend beuge ich mich zu ihr.

„Ich habe dir dein verdammtes Leben gerettet, Granger und du bist auf dem besten Weg, dass ich das bereue.“

Einen Moment sehen wir uns an. Ihre Augen weiten sich etwas, dann, ganz plötzlich, verengen sie sich.

„Warum?“, fragt sie und stellt damit die einzig irgendwie noch relevante Frage.

Ich antworte nicht, presse nur die Kiefer aufeinander und versuche ein weiteres Mal, sie hochzuheben. Dieses Mal lässt sie mich.

Ob es daran liegt, dass sie aufgegeben hat oder daran, dass sie einfach zu schwach ist, weiß ich nicht.

Im Endeffekt ist das aber egal. Ich habe sie dort herausgeholt. Sie ist in Sicherheit. Sie lebt. Diese drei Dinge hatte ich gewollt und diese drei Dinge habe ich jetzt. Mehr ist nun nicht mehr wichtig.

Ich erhebe mich mit ihr auf den Armen und gehe, ohne sie anzusehen die Straße entlang. Ich spüre ihren Blick wie körperlichen Schmerz auf mir.

„Warum?“, fragt sie ein weiteres Mal.

Ihre Stimme klingt kraftlos und trotzdem ist sie scharf wie ein Messer, das durch die Luft schneidet und Regentropfen splittet.

Ich antworte ihr wieder nicht. Ich sehe sie wieder nicht an. Mein Blick bleibt geradeaus in den silbrig rot glänzenden Regen gerichtet.

Sie ist doch so klug. Wie kann sie da nicht wissen, warum? Ich beschleunige meine Schritte, als ich merke, dass ihr Bewusstsein schwindet. Ihr kleiner Körper entspannt sich an meiner Brust. Sackt in sich zusammen. Er kapituliert vor alledem, was heute geschehen ist.

Endlich senke ich den Blick hinab auf ihr blasses, regloses Gesicht mit den geschlossenen Rehaugen und ich frage mich, ob sie es wirklich nicht weiß.

Keine Gefangenen

Ich betrachte sie. Ich weiß nicht wie lange ich nur dasitze und sie anstarre. Zeit gibt es hier drinnen nicht und schon langsam bin ich mir nicht einmal mehr sicher, ob sich die Welt draußen überhaupt noch dreht. Hier drinnen jedenfalls steht sie still. Ganz still. Still wie ein Karussell. Hier drinnen ist die Welt Stille und Trauer. Ein Nebel aus Unwirklichkeit und Schmerz.

Ihr Anblick ist beruhigend, seltsam friedlich, er erfüllt mich mit einer ganz eigenartigen Glückseligkeit, die hier so fehl am Platz ist, dass ich mich fast schäme sie zu empfinden.

Ich bin unschlüssig, was ich machen soll. Sie ist nass, ihr ganzer Körper bebt doch seit sie in meinen Armen das Bewusstsein verloren hat, ist sie nicht wieder aufgewacht. Sie muss aus ihren Klamotten heraus, das ist mir klar. Neben ihr, auf einem Stuhl am Fußende des Bettes liegt, fein säuberlich zusammengefaltet, das Bündel Kleidung, das ich schon vor Wochen für sie besorgt habe, aber dass ich ihr nicht helfen kann, dass ist mir auch klar. Ich kann es nicht. Kann es nicht.

Und deshalb sitze ich in diesem Sessel und schaue sie an. Ich habe sie nie so genau angesehen. Die ganzen Jahre hindurch nicht und dennoch ist jedes noch so kleine Detail an ihr mir so vertraut wie mein eigener Körper und mein eigenes Gesicht.

Ich weiß, dass ich eigentlich nicht hier bei ihr bleiben müsste. Die Fenster und Türen habe ich schon vor Wochen verzaubert und hier drinnen ist nichts womit sie mich oder sich selbst verletzen könnte. Ich müsste nicht hier bei ihr sein, aber ich bin es und werde es bleiben, bis ich gesehen habe, dass sie die Augen aufschlägt.

Dann werde ich gehen, denn ich weiß, dass sie mich so sehr hassen wird, wie ein Mensch nur hassen kann. Ich weiß, dass sie weinen wird und sie zu trösten käme mir nie in den Sinn. Schließlich war mir seit Wochen bewusst, was heute geschehen würde. Alle sind tot und weil sie noch lebt wird sie mich und sich selbst dafür hassen. Diese Tatsache ist mir klar, seit der Plan in meinem Kopf heranreife und dennoch hat sie mich nicht eine Sekunde zögern lassen zu tun, was ich tun musste.

Nach einer Weile regt sie sich. Zuerst zucken ihre Augenlider, dann verändert sich der Atem und mit einem Mal schießt ihr Oberkörper so heftig vom Laken hoch, dass das Bett knarrt. Ihr Kopf fährt suchend durch den Raum, bis ihre Augen mich im Dämmerlicht finden. Sie schimmern glänzend, wie Wasser im Mondlicht. Eine Sekunde lang geschieht gar nichts, wir sehen uns nur an und ich bin erleichtert, dass sie nicht sofort anfängt zu schreien und um sich zu schlagen. Ich weiß, dass ihr Körper das nicht mehr mitmachen würde. Ihr Blick lässt mich los und fährt durch den spärlich beleuchteten Raum. Ich sehe, wie Angst und Panik ihre Pupillen verdunkeln und weiten.

„Wo hast du mich hingebacht?“

Ihre Stimme klingt entsetzt und furchtbar schwer. Ich stehe auf und gehe auf sie zu. Ich weiß, dass sie zu schwach ist, um aufzustehen und vor mir zurückzuweichen, was sie allerdings nicht daran hindert, die dünnen Ärmchen auszustrecken und abwehrend so weit zurück zu kriechen, wie es ihr das schmale Bett möglich macht.

„Nicht“, stößt sie mit heiserer Stimme hervor. „Bleib weg von mir.“

Ich höre nicht auf sie und gehe vor ihr in die Hocke.

„Lass mich deine Wunde sehen, dann werde ich gehen“, sage ich mit ruhiger Stimme.

Ich fasse sie am Arm und will sie zu mir ziehen, doch sie sträubt sich so heftig, dass ich Angst habe, sie könnte wieder ohnmächtig werden. Gezwungenermaßen muss ich sie loslassen.

„Was soll das hier? Wo bin ich?“

Ich versuche sie am Umhang festzuhalten, als sie aufzustehen versucht.

„Nein! Fass mich nicht an“, zischt sie und schlägt meine Arme energisch fort. Ich seufze tief und lasse sie ihre Füße auf den Boden stellen. Tief Luft holend steht sie auf. Ihr Gesicht verzieht sich vor Schmerz, aber sie schafft fast zwei Schritte, bevor sie zu Boden geht. Ich richte mich auf, gehe zu ihr und vor ihr in die Hocke.

„Wenn du nicht willst, dass ich dich zwingen stillzuhalten und mich deine Verletzung ansehen zu lassen, dann tust du jetzt, was ich sage“, zische ich sie an, greife unter ihre Kniekehlen und hebe sie hoch. Sie ist so leicht, dass ich fast keine Anstrengung in meinen Armen verspüre.

Sie sagt nichts, hält sich nur die Schulter und atmet schwer. Ich beuge mich hinab und setze sie auf dem Bett ab. Sie lässt es mit sich geschehen. Sie ist nicht so dumm, dass sie denkt, ich würde Scherze machen, wenn ich sage, ich würde zur Not auch meinen Zauberstab gegen sie einsetzen. So dumm ist sie nicht. Sie weiß, dass ich keine Geduld habe und sie weiß, dass ich kein Gewissen habe.

Als ich ihr den Umhang aufknöpfen will stößt sie meine Finger beiseite, zögert kurz und öffnet den Knoten dann selbst. Ich helfe ihr, ohne sie zu berühren, den Umhang über den Kopf zu ziehen, dann kreppe ich vorsichtig die Ärmel ihrer blutdurchtränkten Bluse hoch und ziehe sie an der Schulter ein wenig beiseite. Der Schnitt an ihrem Oberarm ist tief, aber mittlerweile blutet er nicht mehr so stark.

Während ich ihn zuerst sorgfältig säubere und dann mit meinem Zauberstab vorsichtig schließe, hält sie das Gesicht abgewandt von mir und starrt aus dem Fenster in den grauen Regen, der so fest gegen die Scheibe prasselt, dass sie klirrt.

„Was ist das für ein Zimmer?“, fragt sie, ohne sich mir zuzuwenden.

„Es ist kein Zimmer“, murmle ich, ohne den Blick von ihrem Arm zu nehmen. „Es ist ein Haus. Mein Haus. Ich habe es vor einigen Monaten gekauft.“

„Und wo steht dein Haus?“

„Ein wenig außerhalb von London.“

„Wo sind die anderen?“, fragt sie, aber ihre Stimme klingt, als wüsste sie, dass es keine anderen mehr gibt. Als wüsste sie, dass nur noch sie da ist.

„Wo hast du die anderen hingebacht?“

„Ich habe niemanden sonst mitgenommen.“

Meine Worte liegen zentnerschwer in der Luft. Sie drücken auf ihren kleinen Körper, auf ihre Brust, sodass ihr Atem stockt.

„Ron? Ginny? Remus? Was ist mit ihnen...“

„Ich weiß es nicht.“

„Harry... er hat Harry...“

Ich halte meinen Blick konzentriert auf ihren blutüberströmten Arm gerichtet. Ich sage nichts, da dreht sie mir plötzlich ihr Gesicht zu.

„Wo haben sie Ron hingebacht? Was machen sie mit ihm?“

Sie klingt so verzweifelt, dass mir klar ist, dass sie es weiß. Sie muss es nur noch von mir hören, damit sie es wirklich begreifen kann.

„Du weißt, dass sie keine Gefangenen machen“, sage ich. Ich sehe sie nicht an dabei. Sie dreht ihren Kopf mit versteinerten Gesichtszügen Richtung Zimmerdecke.

„Warum bin ich dann hier?“, fragt sie tonlos.

Ich taste vorsichtig ihren Arm ab und gebe ihr keine Antwort.

„Tut es noch weh?“, frage ich.

Sie schüttelt den Kopf.

„Hast du sonst noch irgendwo Schmerzen?“

„Nein.“

Als ich mich erhebe schießt sie plötzlich hoch. Ihre Hand versucht der meinen den Zauberstab zu entwenden, aber ich bin schneller. Ich umfasse ihre zarten Handgelenke und drücke sie über ihrem Kopf fest in die Matratze.

Zentimeter von meinem Gesicht liegt das ihre. So nah bin ich ihr nie gekommen. In sechs Jahren nicht.

Schwer atmend sieht sie mich an. Hass, Schmerz, Verzweiflung, Trauer und Wut springen aus ihren Augen empor zu mir wie Wasser aus einem finsternen Springbrunnen. Sie wehrt sich heftig, doch gegen mich hat sie einfach keine Chance.

Als sie schließlich die Ausweglosigkeit ihrer Lage erkennt hört sie auf sich zu wehren. Ganz still liegt sie da und starrt zu mir auf. Ich starre zurück. Sekundenlang sehen wir uns an, dann treten Tränen in ihren Augen. Wie Perlen aus einer zerstörten Kette bahnen sie sich ihren Weg über ihre Wangen und tropfen dann auf das blütenweiße Kissen unter ihr. Ich lasse sie los und trete langsam vom Bett zurück.

„Mach das nie wieder“, zische ich sie an, dann drehe ich mich um und verlasse den Raum.

Du lügst!

Die ganze Nacht sitze ich vor der Tür des Raumes, in dem sie sich befindet. Mein Rücken lehnt am harten Holz. Ich starre zur Decke empor. Ich höre zu wie ihre leichten Schritte, kaum dass ich das Zimmer verlassen habe, sofort zum Fenster stürzen. Ich höre ihre vergeblichen Versuche, das Klirren der Scheiben, die, aber das weiß sie noch nicht, nie nachgeben werden, was auch immer sie versuchen wird. Ich höre das Scharren von vier Stuhlbeinen, dann einen dumpfen Knall, als sie den Sessel gegen das Fenster zu werfen versucht.

Ich höre wie sie es wieder und wieder versucht. Fast eine Stunde lang. Dabei muss sie nach einer Minute schon gemerkt haben, dass ihre Lage vollkommen ausweglos ist.

Sie ist klug und sie weiß, dass auch ich klug bin. Sie weiß, dass ich nicht gegangen wäre, wenn es eine Möglichkeit für sie gäbe, zu entkommen. Das weiß sie ganz genau. Trotzdem versucht sie es. Wieder und wieder. Verzweifelter und immer, immer verzweifelter.

Ich höre wie sie schließlich langsam zur Tür geht. Ganz vorsichtig drückt sie die Klinke nach unten. Ich hebe den Kopf und sehe den blassgoldenen Henkel nach unten wandern, doch die Tür bleibt zu. Sie wirft sich dagegen. Die Erschütterung der Tür geht auf mich über, aber ich bleibe ganz ruhig. Sie versucht es wieder und wieder. Ihre Schritte irren durch das Zimmer. Hin und wieder her, als würde es etwas nützen. Als würde es irgendetwas nützen. Als würde sie sich so nicht nur noch beengter fühlen, als es ohnehin schon der Fall ist. Wie ein Tier im Käfig läuft sie auf und ab.

Ich frage mich warum sie überhaupt versucht mir zu entkommen. Sie muss doch wissen, dass ihre Welt untergegangen ist. Sie muss wissen dass es keinen Ort mehr für sie gibt, an dem sie sicher ist. Es gibt kein Leben in das sie zurückkehren könnte. Da ist nichts. Wenn sie leben will muss sie bei mir bleiben, denn ich bin die einzige Person auf dieser Welt, die ihr noch helfen kann und dafür sorgen kann, dass sie in Sicherheit ist. Ich bin die einzige Person auf dieser Welt, der sie überhaupt noch irgendetwas bedeutet.

Ich komme mir grausam vor, wenn ich hier sitze und ihrer immer greifbarer werdenden Verzweiflung beim Wachsen zuhöre. Und ich weiß, dass es auch wirklich grausam ist. Das wusste ich von Anfang an. Aber für mich spielt nur ihr Leben eine Rolle. Sie soll leben. Wie, das ist mir vollkommen gleichgültig.

Ich habe sie nie gemocht. Die ganzen Jahre hindurch habe ich sie verabscheut und gehasst. Erst seit ich das Mal auf meinen Körper trage, erst als mir klar wurde, dass alle im Schloss sterben würden, die hinter Harry Potter standen, erst da stellte ich mir vor, wie es wäre, wenn sie nicht mehr da wäre. Und allein der Gedanke daran verursachte mir plötzlich, mit einem Mal, solch unerklärliche Schmerzen, dass ich mich zusammenkrümmte und in den Stoff meines Hemdes schrie.

Und da wurde mir klar, dass ich sie retten musste, koste es was es wolle.

Ich hatte nicht darüber nachgedacht, was danach geschehen würde. Wichtig war nur eines- sie musste aus dem Schloss gebracht werden, mehr kümmerte mich nicht. Mir ist egal wie es ihr dabei geht als einzige noch am Leben zu sein. Solange sie nur da ist und ich es nicht ertragen muss, in einer Welt zu leben, in der es sie nicht gibt.

Nach einer Weile geht sie wieder zur Tür. Sie schlägt mit ihren Fäusten dagegen. Sie ruft. Zuerst ruft sie um Hilfe, doch als ihr niemand antwortet, ruft sie schließlich nach mir. Mein Nachname hallt durch die Tür. Malfoy. Wieder und wieder. Sie wird wütend. Sie wird immer lauter, sie denkt ich höre sie nicht, dabei sitze ich nur Zentimeter von ihr und höre jedes ihrer Worte. Jedes einzelne in pure Verzweiflung getränkte Wort.

Irgendwann ist sie heißer und irgendwann bricht auch der letzte Ton auf ihren Lippen.

„Bitte...“, flüstert sie noch, dann versiegt ihre Stimme wie Wasser im Sand.

Ich höre das Streifen ihres Körpers hinab an der Tür. Sie sinkt zu Boden. Kann sie nicht spüren, dass ich

direkt bei ihr sitze? Nur durch ein Stück Holz getrennt von ihr? Kann sie es denn nicht fühlen? Ich fühle sie, als würde sie mich berühren.

Sie weint. So lautlos, dass ich es nicht hören könnte, nicht wissen könnte, wenn sie nicht ab und zu ihre Hände in das Holz der Tür krallen würde und das Holz damit zum Zittern brächte.

Ich stütze die Unterarme auf meinen Knien ab, lehne den Kopf an den Türrahmen und lausche ihrem unruhigen, bebenden Atem, der erst nach Stunden gleichmäßig und leise wird. Ich weiß, dass sie schläft und ich bleibe sitzen, solange, bis auch ich schließlich in einen wirren Schlaf gleite.

Der nächste Morgen bricht kalt und dunkel an. Der Regen peitscht um das Haus. Meine Glieder sind steif und ich friere, doch als ich höre, wie sie sich aufrappelt, bin ich sofort hellwach. Meine Finger zittern, sind klamm vor Kälte, sodass ich mehrere Anläufe brauche, um meinen Zauberstab aus meiner Hosentasche zu bekommen. Mein weißes Hemd ist schmutzig und unbequem feucht, aber das kümmert mich nicht, in diesem Moment.

Ich höre sie aufstehen und fortgehen von der Tür Richtung Fenster. Als ich die Tür öffne und eintrete steht sie mit dem Rücken zu mir und starrt durch die matte Scheibe nach draußen in die grauen Nebelwände, die um das Haus liegen wie eine undurchdringliche Mauer.

Ich sehe, dass sie noch ihre feuchte Schuluniform trägt, die von Schlamm und Dreck so verkrustet ist, dass man von ihrer ursprünglichen Farbe nichts mehr erkennen kann. Rot und Gold sind nur noch grau und schwarz.

„Himmel, ich habe dir trockene Kleider hingelegt Granger“, fahre ich sie an, ehe ich über die Schwelle trete und die Tür hinter mir wieder verschließe.

Sie dreht sich langsam um. Ihr Blick folgt dem meinen zu dem kleinen Bündel Stoff, das mittlerweile am Boden liegt.

„Schön“, sagt sie leise.

„Ziehst du sie nicht an, weil dir das dein Stolz verbietet? Wenn ja, dann rate ich dir, ihn abzulegen, sonst bekommst du ein Problem mit mir.“

Sie reagiert nicht.

Ich gehe zu ihr und bleibe etwa einen Meter vor ihr stehen. Sie ist blass. Ihre Augen gerötet und seltsam leer. Dunkel. Das Braun beinahe schwarz.

„Wenn du dich nicht selbst aus diesen nassen Klamotten schaffst, mache ich das“, sage ich und lasse meinen Blick über ihre zitternde Gestalt wandern.

Als ich wieder bei ihrem Gesicht angelangt bin, sehe ich, dass sie verächtlich lächelt.

„Das tust du nicht“, meint sie nur, wendet ihre Augen ab und blickt zum Fenster hinaus. „Du hättest es problemlos tun können, als ich ohnmächtig war. Hast du aber nicht. Also wirst du es auch jetzt nicht tun.“

Ich sehe in ihren Augen, dass sie weiß, dass ich weiß, dass ich es nicht tun werde. Niemals. Ich presse die Kiefer zusammen und mustere sie mit verschränkten Armen.

„Dann willst du dir den Tod holen?“, frage ich mit hochgezogenen Augenbrauen. „Nachdem sie alle solange für ihr Leben gekämpft haben, willst du so einfach aufgeben und sterben?“

Noch ehe ich fertig gesprochen habe stürzt sie sich auf mich. Für ihre Figur und Größe ist sie sehr schnell, aber dennoch nicht schnell genug, als dass ich nicht mit Leichtigkeit ihre Fäuste in der Luft abfangen hätte können. Ihr Körper kracht gegen den meinen und jede meiner Sehnen spannt sich an, jedoch nicht deshalb, weil ich mich auf einen Kampf vorbereite. Nein, nicht deshalb. Ich umklammere mit zusammengepressten Kiefern und schmalen Lippen ihre Handgelenke und drücke so fest zu, dass sie aufstöhnt und sofort innehält.

Ihre Augen schießen zu den meinen und alles in ihnen, Stärke, Mut, Kraft, bricht in tausend scharfe Scherben, die sich in ihre Pupillen bohren.

„Wie kannst es wagen sie auch nur zu erwähnen!“, spuckt sie aus und reißt an ihren Händen ohne sie auch nur einen Millimeter in meinen bewegen zu können. „Sechs Jahre lang sind wir zusammen in ein und

demselben Klassenzimmer gegessen. Wir sind in derselben Schule aufgewachsen und du... du...“

„Ich habe sie ins Schloss geholt und sie sind getötet worden.“

„Nein, DU hast sie alle getötet. Das waren nicht die Todesser. Du warst das. Du. Nur du! Du hast sie... Du widerwärtiger...“

„Still“, fahre ich sie an. „Halt deinen Mund oder ich tue dir weh.“

Sie hebt den Kopf und lacht mir ins Gesicht.

„Du tust mir weh? Ha, dass ich nicht lache. Wie kannst du mir noch wehtun? Sie sind tot. Sie sind alle...“

Ich beginne sie zu schütteln. Noch immer glaubt sie, ich hätte ein Gewissen. Meine Finger graben sich in die Haut ihrer Oberarme. Sie windet sich verzweifelt und versucht sich loszureißen, aber es gelingt ihr nicht. Ich halte sie verzweifelt und versuche sie festzuhalten, aber obwohl es mir gelingt ist sie unerreichbar.

Ich halte sie zu fest, spüre ihr Zittern, ihren Atem, ihren Herzschlag, der ebenso schnell schlägt, wie der meine. Spüre ihr Herz, von meinem getrennt nur durch Stoff, Haut, Muskeln, und Fasern. Dennoch ist ihr Herz weiter weg von meinem Herzen, als irgendetwas sonst auf dieser Welt.

Ich komme nicht umhin mir den Moment als zukünftige Ewigkeit zu wünschen, wohl wissend, wie viel Schmerz das bedeuten würde.

„Lass mich. Oh Gott, lass mich los“, keucht sie verzweifelt.

„Still, Granger. Bei Gott sei still sonst...“

„Was sonst? Was willst du mir antun? Ich habe keine Angst vor dir.“

Sie wirft den Kopf hoch und funkelt mich aus ihren klaren, glänzenden Augen heraus an. Sie sind so stolz, selbst jetzt noch, wo sie gefangen und unterworfen worden ist.

„Ich habe keine Angst“, wiederholt sie. „Ich lache dir ins Gesicht. Siehst du? Ich lache dir ins Gesicht. Was immer du auch willst von mir, ich werde es nie tun. Nie, hörst du? Eher strebe ich, als dass ich...“

„Und wenn ich dir sage, dass es möglich wäre, dass Weasley noch lebt?“

Die Lüge kommt mir so leicht über die Lippen, wie eh und je. Wenn ich Lügen muss, um zu bekommen was ich will, dann lüge ich.

Sie erstarrt sofort, als ich seinen Namen erwähne. Sie erstarrt und gleichzeitig fängt ihr gesamter Körper an zu beben. Wenn man einem Menschen das Seil der allerletzten Hoffnung hinwirft, so wahnwitzig sie auch ist, dann ergreift er es. Das weiß ich und auch, wenn ich es ihr wieder wegreißen muss, jetzt braucht sie es, damit sie weitermachen kann.

Ihre Augen schießen zu den meinen und ich weiß, dass sie die Wahrheit in ihnen sucht. Wahrscheinlich hat sie damit bei anderen Menschen Erfolg, nicht aber bei mir. Das weiß sie aber nicht.

Sie versucht abermals sich von mir loszureißen und diesmal lasse ich sie. Sie stolpert zurück, stößt mir dem Rücken fest gegen das staubüberzogene Fenstersims. Ein Ruck geht durch ihren Körper. Sie starrt mich an.

„Du lügst“, zischt sie und schafft es dabei ihre Stimme wütend und traurig und verzweifelt zugleich klingen zu lassen. Hoffnungslos und doch so schrecklich hoffungsvoll, dass ich weiß, dass ich erreichen werde, was ich erreichen will.

Ich zucke mit den Schultern.

„Könnte sein“, murmle ich. „Aber du weißt es nicht. Also... was tust du?“

Sie starrt mich mit hasserfüllten, schimmernden und dennoch so wunderschönen Augen an, dass ich mich abwenden muss. Ich sehe hinab auf ihre schlammverkrusteten Strümpfe die noch gestern Abend rot und golden geschimmert haben mussten, die aber jetzt zerrissen, blutig, löchrig und grau sind. Sie schweigt. Sie weiß, dass sie nichts zu sagen braucht, denn wir beide wissen, das sie tun wird, was immer ich ihr auch sage. Solange es nur den Hauch einer Chance für sie gibt, dass er noch leben könnte, solange wird sie alles tun, was sie kann um ihn zu retten.

Sie nickt langsam. Ihr Gesicht ist wie aus Stein. Sie geht mit steifen, kleinen Schritten an mir vorbei und hebt die Kleider auf, dann kommt sie wieder zu mir. Sie hebt den Kopf und sieht mich an. Sie wartet solange, bis ich ihr schließlich widerwillig das Gesicht zu wende, erst dann spricht sie.

„Ich tue alles“, sagt sie leise. „Alles. Aber sag mir, warum du mich hierhergebracht hast.“

Ich seufze.

„Der dunkle Lord“, sage ich und wieder gleitet die Lüge so leicht über meine Lippen wie ein Windhauch. „Er wollte es so. Wenn du tust, was dir aufgetragen wird, dann geschieht Weasley nichts.“

„Dann tue ich das.“

Ich nicke und weil ich die Augen nicht lösen kann halte ich sie auf ihrem so schmalen, so stolzen Gesicht. Ganz starr steht sie da und ohne es zu wollen kommt der Gedanke in mir auf, dass die Verzweiflung, die Hoffnungslosigkeit und der Schmerz, die von ihr ausgehen, sie schöner machen, als sie es je zuvor gewesen ist.

Sie strafft die Schultern, dann, endlich hebt sie wieder den Blick. Er ist ausdruckslos, als sie fragt:

„Lebt sonst noch jemand?“

Einen Moment schweige ich, dann schüttle ich den Kopf. Meine Stimme klingt kalt. Wie Eisatem streckt sie sich ihr entgegen.

„Nein.“

„Was ist mir den Ordensmitgliedern passiert, die nicht ins Schloss kamen? Was ist mir den Muggles? Was ist mit ihrer Welt? Meinen Eltern? Was passiert dort draußen?“

Ihre Finger, die sich in den Stoff des Kleiderbündels krallen zittern.

Mit einem Schritt bin ich bei ihr und entreiße ihr die frischen Kleider. Sie fährt zusammen und weicht zurück. Ich schüttle zusammengefaltete Kleider auf.

„Herrgott noch mal Granger, stell dich nicht dumm. Da draußen ist niemand mehr, hörst du? Diesmal ist da kein Potter, der alles wieder ins Lot bringen könnte. Potter ist tot. Der dunkle Lord hat gewonnen und deine Welt wie du sie kennst, existiert nicht mehr. Stehst du noch zu sehr unter Schock um das begreifen zu können oder bist du einfach nur dämlich und naiv und hoffst, es gäbe noch irgendeine Chance für euch?“

Ich werfe ihr die Kleider einzeln zu. Wie Laub im Wind segeln sie zu Boden und bilden einen Kreis um ihre kleine Gestalt.

„Es ist aus! Ein für alle mal und alles was du jetzt noch tun kannst, ist kooperieren. Das oder du lässt zu, dass Weasley auch noch stirbt.“

Als das letzte Kleidungsstück den Boden erreicht halte ich inne und starre sie heftig atmend an, doch sie erwidert meinen Blick nicht.

Ihre Augen ruhen auf den Stoffen zu ihren Füßen, als wären es die Leiche ihrer Freunde und nicht bloß Gewänder. Sie schluckt, dann bückt sie sich, versucht dabei aber weder ihren Widerwillen, noch ihre Wut oder ihren Schmerz zu verbergen. Sie sammelt langsam die Kleider auf, dann erhebt sie sich wieder. Wenn sie bemerkt hat, wie sehr ich sie anstarre, dann zeigt sie es nicht.

Ganz konzentriert und bewusst ein und aus atmend steht sie vor mir.

Sie sieht mich nicht an und einmal mehr wird mir klar, dass ich sie niemals haben werde. Ich könnte sie zwingen, das ja, und zweifelsfrei würde mir das für eine Weile reichen und mich wenige Sekunden lang befriedigen.

Aber dennoch werde ich es nicht tun. Nicht, weil es mir mein Anstand oder gar mein Stolz verbieten würde eine Frau gegen ihren Willen zu haben. Das ist nicht der Grund, warum ich es nicht tun werde und es auch niemals vorhatte.

Das ich sie will, das weiß ich mittlerweile. Auf jede erdenkliche Art und Weise will ich sie. Ich habe nie etwas so sehr gewollt wie ich sie will. Bis auf eine Sache. Eine Sache gibt es, die ich noch mehr will, als sie. Eine einzige Sache und für diese Sache bin ich bereit auf alles zu verzichten.

Und diese Sache ist, in ihren Augen lesen zu können, dass sie mich mindestens genauso sehr, genauso verzweifelt und genauso zutiefst sehnsuchtsvoll will, wie ich sie will.

Die andere, versteckte Seite

Als ich ihr den Rücken zukehre und das Zimmer verlasse höre ich sie aufatmen. Ich muss fast lächeln deswegen. Einfach weil es mir so absurd erscheint, für dieses Mädchen, das ich eigentlich kaum richtig kenne, mit dem ich kaum einmal richtig gesprochen habe, alles riskiert zu haben. Mein eigenes Leben und das meiner Familie, nur um dafür zu sorgen, dass sie nicht stirbt.

Ich gehe langsam in die Küche. Tief durchatmend lehne ich mich gegen die steinerne Arbeitsplatte und versuche mich zu beruhigen. Erst jetzt, im ersten Licht der grauen Morgendämmerung, die aufzieht wie ein unheilvoller Sturm, sickert langsam durch meinen Verstand was ich letzte Nacht getan habe. Was ich angerichtet habe, indem ich sie verschont habe. Erst jetzt wird mir klar wie unüberlegt es war, wie gefährlich, wie dumm. Wie wenig ich mir Gedanken darüber gemacht habe, was nun geschehen soll. Was jetzt aus ihr werden soll.

Mein Blick wandert über die staubige, unbenutzte Anrichte hin zum Fenster, durch das man in nichts anderes als graue Nebelschwaden blickt, die von Regentropfen zum glitzern gebracht werden, als wären sie mit tausend Kristallen besetzt.

Es ist, als wären wir hier in diesem Haus in unserer ganz eigenen Welt. Abgeschottet und versteckt vor dem Bösen und Kalten da draußen und ich weiß, dass es auch genau so ist. Hier wird sie nie jemand finden. In hundert Jahren nicht.

Ich versuche mich zu konzentrieren, doch das Geräusch ihrer leichten Schritte über mir ist hypnotisierend. Ich weiß nicht, ob ich es mir nur einbilde, aber ich kann ihren Atem hören. Selbst hier unten höre ich, wie schnell und unruhig, wie gebrochen er ist. Ich fluche auf und beginne damit mich ebenfalls von meiner feuchten Kleidung zu befreien, doch ich bin so abgelenkt, dass ich die Knöpfe des Hemdes ausreiße und den Reißverschluss meiner Hose kaputt mache. Ich gehe nackt in den Flur und hole aus meiner Tasche frische Kleidung.

Als ich fertig bin gehe ich wieder nach oben, als könnte ich sie nicht einmal ein paar Minuten lang alleine lassen. Als müsste ich mich alle paar Sekunde davon überzeugen, dass sie wirklich noch da ist. Als wäre mir noch nicht bewusst, dass sie immer da sein würde. Dass sie nicht gehen könnte, selbst wenn sie es so wollte. Ich stoße die Tür auf. Ich klopfe nicht, bin unbedacht.

Hermine Granger steht mit dem Rücken zu mir. Sie greift nach dem frischen Hemd, das ich ihr gegeben habe und ihr Rücken ist nackt. Er ist ganz zart und ihre Taille so schmal, dass ich sie problemlos mit meinen beiden Händen umfassen könnte, wenn ich das wollen würde. Ihre wirren Haare fallen fast bis über ihre Rippen hinab. Im gebrochenen Licht, das wie durch ein Sieb gefiltert, durch das staubige Fenster fällt, schimmert ihre Haut mattgolden.

Um das Bild zur erfassen brauche ich nicht einmal eine Sekunde. Es trifft mich ins Mark und steckt plötzlich in meinem Fleisch wie ein brennender Pfeil. Wie versteinert bleibe ich stehen. Ich weiß nicht, ob ich ein Geräusch von mir gegeben habe, aber plötzlich fahren ihre Hände an ihrem Körper nach oben und sie versucht zu verdecken, was ich aufgrund ihrer Position ohnehin nicht sehen kann. Ihr Kopf fährt herum, aber noch ehe ihr Blick mich genauer erfassen kann, bin ich schon zurückgewichen und wieder nach draußen gestolpert, ohne überhaupt zu wissen wie. Die Tür knallt hinter mir zu, aber ich höre es nicht. Ich höre nur Blut in meinen Ohren rauschen. Blut und die eine Stimme in mir, die mich anbettelt dem Drang, den ich immer erbittert unterdrückt hatte, nachzugeben.

Ich stolpere gegen die nächste Wand, krache mit dem Rücken dagegen und würde am liebsten Schreien. Einfach nur Schreien um so diese innere Stimme zu übertönen, die mir mit so standhafter Bestimmtheit und Widerspruch nicht duldender Strenge befiehlt, sofort kehrtzumachen, dass es mich fast in die Knie zwingt. Die

innere Stimme, die inzwischen so laut ist, dass ich alles was ich habe daran setzen muss, ihr nicht Folge zu leisten.

In meinen Schläfen hämmert es. Pocht es. Meine Fingerspitzen kribbeln. Ich weiß nicht warum, aber ich bin so überfordert von mir selbst wie noch überhaupt gar nie in meinem ganzen Leben. Alles was plötzlich noch irgendwie zählt ist, dass ich die Kontrolle behalte. Ich und nicht sie.

Sie darf es nicht merken, sie darf es nicht erfahren. Niemals darf sie von den beschämenden Gefühlen erfahren, die durch meine Venen schießen, wenn ich sie nur ansehe. Wenn sie nur den Blick hebt und ihre dunkelbraunen Augen mit den Bernsteinsprenkeln meine grauen Pupillen sich weiten lassen ohne mir auch nur den Hauch einer Chance einzuräumen, die Lider zu senken oder mich abzuwenden. Niemals darf sie davon erfahren. Das wäre mein Untergang.

Ich habe sie nicht gerettet, weil ich etwas von ihr will. Ich habe sie nicht gerettet um sie eines Tages vielleicht doch noch zu bekommen. Ich weiß, dass sie mich hasst. Ich weiß, dass sich das nie ändern wird. Ich bin nicht naiv. Ich bin nicht dumm. Genauso wenig wie sie.

Ich habe Hermine Granger gerettet weil ich nicht mehr weiter hätte leben können in einer Welt, in der sie nicht mehr ist. Und egal wie schmerzhaft und schrecklich es sein wird, sie um mich zu haben, bereuen werde ich diese Entscheidung dennoch nicht. Nicht jetzt, nicht später. Nie.

Ich spüre ein seltsames Beben in meinem Körper und als ich an mir hinab blicke, sehe ich, dass meine Finger so stark zittern, dass es sich anfühlt als würde das Blut nur so durch meine Adern katapultiert werden.

Es ist der Moment in dem mir klar wird, dass es anders ist, sie jetzt um mich zu haben, als noch vor wenigen Tagen im Schloss. Jetzt liegt etwas in der Luft. Die Möglichkeit, die fast schon befriedigende und doch erschreckende Gewissheit, sie haben zu können, jetzt. Sie in der Hand zu haben. Fest. Sie zu allem auf der Welt zwingen zu können. Zu allem. Sie ist, seit ich sie gerettet habe, direkt in greifbarer Nähe, zum Anfassen bereitgestellt. Wie ein betörender Duft liegt das plötzlich um mich und ich beginne langsam zu verstehen, dass es wirklich zwei Seiten im Menschen gibt.

Die Seite, die der Mensch nach außen stellt, die er vorgibt zu sein. Und dann noch die Seite, die innen drinnen ist, versteckt, nicht sichtbar für das bloße Auge. Die Seite, die keine Moral kennt, kein Gewisse, die Seite die nur haben will. Haben, haben, haben. Die Seite, der Konsequenzen egal sie. Die Seite die keine Scham kennt, keine Zurückhaltung, kein Mitleid. Die Seite die auf betörende Art und Weise das wiederspiegelt, was er Mensch mehr als alles andere will.

Ich beginne zu begreifen, dass es meinen Körper im Moment vollkommen egal wäre, würde ich die Tür aufstoßen, sie zu mir reißen und mir holen, was ich fast schon mit animalischer Gier und verzweifelter Sehnsucht haben will. Dem Körper wäre egal, dass sie mich nicht will. Dem Körper würde ihr Körper vollkommen reichen.

Ihre kleine Gestalt, die weiche, zarte Haut. Die großen, braunen, manchmal so dunklen, verhangenen Augen. Der kleine, rote Mund mit der vollen Unterlippe, die sie, wenn sie konzentriert war, zwischen ihre kleinen Zähne zog. Die feingliedrigen, kleinen Hände, die so kraftlos waren, wie auch der ganze Rest von ihr.

Ich habe noch nie das Bedürfnis verspürt jemanden anzufassen. In meinem ganzen Leben noch nicht. Im Grunde genommen ist mir jede Berührung ein Gräuel und selbst sie habe ich in meinen Träumen nicht mehr als nötig angefasst. Doch mit einem Mal ist es alles was ich noch will. Sie anfassen. Berühren. Streicheln. Schmecken. Ihren Rücken, den ich eben noch vollkommen unbekleidet gesehen habe. Ihren Nacken. Ich will...

Ich verbiete meinen Gedanken weiterzumachen. Schockiert lasse ich den Blick an mir hinab wandern und stelle fest, dass meine Handflächen schweißnass und in mein frisches Hemd verkrallt sind, als wollte ich es mir vom Körper reißen.

Angewidert von mir selbst stürze ich in die Küche und halte meinen Kopf unter den eiskalten Wasserstrahl des Waschbeckens. Dann stütze ich die Unterarme auf der feuchten Anrichte ab und atme tief durch. Ich weiß nicht, wie lange ich so dastehe aber ich wage nicht mich zu rühren, solange mir mein Körper nicht wieder

ganz geheuer ist. Ich wage es nicht mich wieder ihrer Tür zu nähern, solange ich mir nicht zu hundert Prozent sicher bin, dass ich mir selbst wieder trauen und gehorchen kann.

Während eiskaltes Wasser über meinen Kopf schießt und mich blind macht, wird mir einmal mehr klar, dass wie sehr ich Hermine Granger will. Auf eine Art und Weise will ich sie, die mir Angst macht und mich an meinem Verstand und meiner Urteilsfähigkeit dermaßen zweifeln lässt, dass ich zum ersten Mal in meinem ganzen Leben die Kontrolle und Zurückhaltung, die Kälte und Abscheu vor Menschen zu verlieren drohe, die mich und mein ganzes Dasein ausmachen.

In ihrer Gegenwart verliere ich das alles, ohne dass sie etwas Bestimmtes macht. Sie ist nur da und dennoch reicht das aus um mich selbst vollkommen zu verlieren.

Nicht gekanntes, nie gefühltes

Es ist bereits später Nachmittag, als ich endlich den Entschluss und Mut dazu fasse, mich wieder in den oberen Stock hinauf zu wagen. Den ganzen Tag über habe ich ihn gemieden, bin rastlos durch die Räume und Flure gewandert, vollkommen unfähig ihre Anwesenheit im Haus, so knapp über mir, auch nur ansatzweise ausblenden zu können.

Es ist, als würde ihre drückende Präsenz über mir schweben wie eine unheilvolle Wolke, die schwer und tief am Himmel hängt und nach Regen und Gewitter aussieht.

Und ich bin der unwissende kleine Mensch mitten auf dem Feld, der nicht weiß, dass man Deckung suchen muss vor Blitz und Donner. Der kleine, dumme Mensch der einfach inmitten einer Wiese stehen bleibt und der Schönheit des Gewitters nicht widerstehen kann. Der dämliche Idiot, der das schlussendlich mit seinem Leben bezahlen wird.

Den ganzen Nachmittag ist es still oben bei ihr. Sie rührt sich nicht, tut nichts, ruft nicht, versucht nicht mehr, sich noch irgendwie zu retten. Ich weiß nicht, was genau sie treibt und das ärgert mich so maßlos, das ich es kaum ertragen kann. Ich streife Stunde um Stunde durch die düsteren Gänge, marschiere hin und wieder her, als würde es mir beim Nachdenken helfen können und mir offenbaren, was nun geschehen soll. Als würde es mich ablenken von dem, was zuvor geschehen war.

Erst als mir langsam klar wird, dass sie wohl essen muss, kann ich mich die Treppe nach oben zwingen. Die Tatsache, dass ich so feige bin und mir meine Kontrolle so leicht und ohne jeglichen Widerstand entreißen lasse lastet schwer auf mir, hindert mich daran klar denken zu können und lässt die Angst vor ihrem Zimmer, vor ihr, nur immer und immer größer werden und dafür verabscheue ich Hermine Granger nur noch mehr, als ich es ohnehin schon tue.

Meine Finger krallen sich in das Tablett, das ich auf dem linken Arm balanciere. Die Fingerknöchel treten weiß hervor, aber ich spüre es nicht. Ich starre die Tür vor mir an wie eine Erscheinung.

Ich weiß, dass sie direkt dahinter steht. Ich würde es auch wissen, wenn es mir ihr lauter Herzschlag nicht verraten würde. Ich kenne sie. Sie gibt nicht so einfach auf. Das hat sie noch nie und daran wird sich auch nichts ändern, selbst wenn ihre Lage hoffnungsloser nicht sein könnte.

„Geh weg von der Tür, Granger“, fahre ich sie an und kann dabei nicht verhindern, dass meine Stimme rauher und gereizter klingt, als ursprünglich beabsichtigt. Als wäre es so eine Art Schutzschild vor dem, was sie mit mir macht, ohne es überhaupt auch nur im Entferntesten ahnen zu können.

Sie macht mich zornig. Alles an ihr. Jede verfluchte Kleinigkeit. Sie macht mich krank. Ihr unerschütterlicher Glaube, dass alles doch noch gut werden könnte, dieser schier endlose Optimismus. Das alles ist so überflüssig und falsch und so typisch sie, dass ich es kaum ertragen kann, dass ich das Gefühl habe, daran ersticken zu müssen. Ich kann nicht atmen.

Einen Moment rührt sich nichts, dann höre ich, wie sich ihre leichten Schritte entfernen.

Als ich eintrete steht sie mit ganz geradem Rücken und an die Seiten gepressten Händen an der Wand. Sie starrt mir mit ausdruckslos aufeinander gepressten Lippen entgegen, mit stoischer Gleichgültigkeit folgen ihre Augen mir wachsam.

Ich bemühe mich um einen neutralen Gesichtsausdruck, versuche mir durch keine meiner Bewegungen auch nur im Entferntesten anmerken zu lassen, dass ich innerlich tausende Tode sterbe und auch noch zulasse dies mit Haut und Haaren zu genießen.

Ich mustere sie einen Moment von oben bis unten, versuche dabei zu ignorieren, dass ihre Augen sich schlagartig verdunkeln und verengen. Sie sagt nichts.

Das neue Hemd ist ihr viel zu weit, sie muss die Ärmel hochkrempeln, damit sie ihre kleinen Hände überhaupt erst verwenden kann. Sie wirkt in dem wallenden Stoff noch viel kleiner, als sie es tatsächlich ist. Sie verschwindet fast darin. Die Hose hält nur durch den Gürtel. Auch sie ist viel zu groß für ihre zierliche Gestalt, aber alles in allem muss es fürs erste reichen.

„Bleib da stehen und rühr dich nicht“, befehle ich ihr mit kehliger Stimme, dann trete ich ganz ein, gehe zum Tisch, ohne sie dabei auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen und stelle das Tablett dort ab. Danach kehre ich zur Tür zurück und schließe sie sorgfältig ab.

Als ich mich umdrehe hat sie sich noch immer keinen Millimeter bewegt.

Ich deute auf den Tisch.

„Na los, iss“, ordne ich ihr ungeduldig an.

Sie bewegt sich nicht.

„Ich habe keinen Hunger“, murmelt sie und hält meinem eindringlichen Blick mit einer kühlen Gleichgültigkeit länger stand, als es mir lieb sein kann.

„Iss, Granger“, fahre ich sie.

Sie zuckt bei dem forschenden Klang meiner Stimme zusammen und verzieht den Mund.

„Mir ist nicht gut. Ich kann nichts essen. Bitte“, widerspricht sie wieder.

„Na gut“, zische ich kalt und bin mit zwei großen Schritten bei ihr. „Dann eben so.“

Sie versucht auszuweichen, aber ehe sie es kann packe ich ihre zarten Handgelenke viel zu fest und zerre sie grob zum Tisch.

Sie keucht schmerzerfüllt auf, aber ich halte nicht inne.

„Setzen“, sage ich und drücke sie ohne abzuwarten auf einen Stuhl vor mir.

Ihre Beine knicken ein und sie muss nachgeben.

Schnell nehme ich meine Finger von ihren Schultern und weiche zurück. Ich gehe um sie herum und lasse mich ihr gegenüber nieder und ohne sie aus den Augen zu lassen beuge ich mich langsam vor und starre sie mit einer Eindringlichkeit an, die mich selbst maßlos überrascht.

„Und nun iss“, sage ich mitleidslos.

Ihre Schultern sacken herab, ihre ganze Haltung scheint zu kapitulieren, alles, bis auf ihren Blick beugt sich kritiklos meinem Willen. Der Blick aber lehnt sich auf, spottet, verabscheut und schreit, tut all das, was sie jetzt nicht tun kann und obwohl sie die Gabel nimmt, zeigen mir ihre Augen ganz deutlich, dass ich nicht gewonnen habe. Das weiß ich und zu wissen, dass sie das auch weiß, macht mich nur noch zorniger auf sie, als ich es aufgrund der heutigen Ereignisse ohnehin schon bin.

Eine Weile betrachte ich sie schweigend. Sie wirkt gefasst, trägt diese Maske mit erstaunlicher Sicherheit und Präzision und dennoch kann sie ihr wahres Gesicht darunter nicht ganz und vollkommen vor mir verbergen. Mit derartigen Masken kenne mich ich aus. Ich sehe die Risse in der Perfektion, sah sie schon immer, heute vielleicht deutlicher, als je zuvor.

Sie bemerkt meinen Blick und hebt langsam den Kopf.

„Warum tust du das?“, fragt sie und ihre Stimme klingt dabei so gequält, dass ich zusammenzucke und meine gesamte Haltung sich versteift.

„Warum tue ich was? Dich hier festhalten? Granger,...“

„Nicht das“, unterbricht sie mich leise und hält im Essen inne.

„Ich will wissen, warum du hier bei mir sitzt. Reicht es dir denn noch immer nicht? Reicht es dir nicht zu wissen, dass du gewonnen hast? Dass ich dir auf Gedeih und Verderb ausgeliefert bin? Muss du wirklich noch weiter quälen? Erheitert dich der Schmerz anderer wirklich so sehr?“

Nein, ich bin hier, weil ich bei Gott nirgendwo in mir eine Faser finden würde, die dem Befehl gehorchen

würde, jetzt dieses Zimmer zu verlassen. Ich weiß nicht warum, Granger, ich weiß einfach nicht warum das so ist.

„In welcher Art und Weise soll mich dein Elend erheitern“, schnarre ich entnervt.
Sie blickt hinab auf ihren Teller.

„Das hat es doch früher auch immer. Warum sollte das jetzt anders sein?“

„Ich habe weitaus besseres zu tun, als hier bei dir zu sitzen und dir beim Essen zu zusehen, Granger. Aber ich habe meine Befehle und die werde ich nicht außer Acht lassen, ganz egal, wie du die Sache siehst.“

Sie schluckt, dann fährt sie fort, winzige Stücke von Essen in ihren Mund zu schieben.

„Was will er von mir?“, fragt sie leise.

Plötzlich ist sie wieder vollkommen gefasst, fast geschäftig, richtig entschlossen. Als hätte sie einen genauen Plan, der ihr vorgibt, was sie tun muss, damit sie vorankommt. Ich kann nicht anders, als sie dafür zu bewundern.

„Im Moment noch gar nichts. Gedulde dich. Er kommt früh genug auf dich zurück“, antworte ich abweisend.

Wieder schweigen wir lange, nur der prasselnde Regen erfüllt die Luft mit einem angenehmen Hintergrundgeräusch, das laut genug ist um meinen überlauten Atem und Herzschlag übertönen zu können.

Immer wieder will sie die Gabel sinken lassen und aufhören zu essen, doch jedes Mal zwingt sie weiterzumachen. Sie hat viel Blut verloren, sie muss essen und dass sie das von selbst nicht tun wird, weiß ich. Also fahre ich solange damit fort, bis der Teller vor ihr beinahe leer ist.

An ihrem Blick hinterher erkenne ich, dass sie erwartet hat, ich würde nun gehen. Auch ich selbst habe es erwartet, aber ich gehe nicht. Ich gehe einfach nicht.

„Ich werde versuchen zu schlafen“, sagt sie schließlich steif und steht mit bebenden Händen auf. Sie wankt leicht und mit gerunzelter Stirn mustere ich ihren unsicheren Gang in Richtung Bett.

„Gut“, sage ich.

Sie hält inne, dreht sich langsam um und und starrt mich an.

„Lass mich allein, Malfoy“, sagt sie.

Ihre Stimme ist schneidend und trotzdem zittert sie kaum merklich.

„Befiehst du mir das oder ist es eine Bitte, die du in deinem Stolz etwas überformuliert hast?“

Ihre Antwort ist ein Zischen.

„Geh!“

„Nun, ich werde deiner BITTE, nicht Folge leisten, Granger. Ich bleibe“, sage ich nur unbeeindruckt.

Ehe sie antworten kann, krümmt sie sich plötzlich zusammen und ich weiß sofort, dass sie es nicht spielt. Weiß sofort, dass es echt ist. Ihr Gesicht ist schmerzverzerrt.

Bevor ich begreifen kann, was ich tue, stehe ich bereits neben ihr.

„Granger?“

Sie zuckte zusammen und versucht zurück zu stolpern, doch ich packe sie grob am Saum des Hemdes und zerze sie ungeduldig zurück.

Wieder krümmt sie sich zusammen.

„Was hast du?“

Selbst ich kann die Panik in meiner Stimme hören. Sie ist so greifbar, dass sie mir fast direkt ins Gesicht schlägt und mich umzuwerfen droht.

Hermine keucht auf, doch immer noch versucht sie vergeblich sich mir zu entwinden.

„Lass mich“, zischt sie gequält.

„Den Teufel tue ich. Verdammst noch mal was hast du Granger?“

Ehe sie antworten kann, krümmt sich ihr Körper ein weiteres Mal zusammen und sie übergibt sich direkt zu meinen Füßen auf den Holzboden.

Vor meinem inneren Auge sehe ich meine Füße angeekelt zurückweichen, doch tatsächlich bewegen sie sich nicht ein Stück. Ich sehe meine Hände wie fremde Hände sich auf ihren Rücken zubewegen, ihre Taille umfassen und sie stützen.

Ihr ganzer kleiner Körper schüttelt sich, ein letztes Mal noch versucht sie sich mir zu entwenden, dann knicken ihre Beine ein.

Sie lässt sie mich nicht auffangen und so sinke ich neben ihr zu Boden, packe ihre Haare, winde sie um meine Hände und halte sie zurück, als sie sich wieder übergibt.

„Geh“, stöhnt sie, fleht sie schon fast, zuckt vor meinen Händen auch dann noch zurück, als sie sich wieder und wieder übergeben muss, solange, bis sie das gesamte Essen zu unseren Knien ausgewürgt hat.

Die ganze Zeit über während wir kauern auf dem Fußboden verharren halte ich mit der einen Hand ihre Haare zurück und mit der anderen halte ich sie davon ab, sich zu befreien und von mir weg zu kriechen.

Erst als sich ihr Körper beruhigt hat und das Zittern langsam nachlässt, hört sie auf sich zu sträuben. Sie ist so schwach, dass sie sich gar nicht mehr rührt.

Ich kann sie ungehindert hochheben, sie wehrt sich nicht und mein Herz beginnt schlagartig noch lauter zu pochen, einfach und allein deswegen, weil sie mich sich tragen lässt und weil sie ihre eiskalten Finger in mein Hemd krallen als würde sie wollen, dass ich bleibe und niemals gehe.

Dass das alles nur geschieht, weil sie halb ohnmächtig ist erreicht meinen Kopf nicht und ich weiß nicht ob ich das gut oder schlecht finden soll.

Ihr Hemd ist schmutzig und nass aber ich warte vergeblich auf den aufsteigenden Eckel. Er kommt nicht und diese Tatsache ist beängstigender, als alles andere.

Sie hält die Augen geschlossen, reagiert nicht, als ich ihr sage, sie muss sich abwaschen gehen. Sie reagiert einfach nicht und lässt mich allein. Vollkommen allein auf einem Terrain, das zu betreten ich mich nicht in der Lage fühle.

Ich stehe inmitten des Zimmers, das zarte Mädchen auf meinen Arm rührt sich nicht mehr und wir beide sind mit Erbrochenem bedeckt, und ich bin so überfordert, wie noch nie zuvor in meinem ganzen Leben. Mir, dem Herrn meines Daseins, entgleitet die Kontrolle, die Macht, die Kraft. Ich bin nicht mehr dazu in der Lage, sie zu bewahren.

Ich blicke auf Hermine Granger hinab und möchte nichts sehnlicher, als sie im Bett abzulegen und hinaus zu stürzen, aber wenn ich das tue, wer kümmert sich dann um sie? Sie, die niemanden hat, der ihr helfen kann? Sie, die so hilflos und alleine ist, dass es mir den Magen umdreht? Da bin nur ich.

Ich raffe mich zusammen, verdränge jedwedes aufkommende, bis dato hart unterdrückte Gefühl, atme tief durch und stoße dann entschlossen die anliegende Tür ins Bad auf. Ohne sie abzusetzen oder uns zu entkleiden steige ich in die kleine Duschkabine, lehne mich schweratmend an die klamme, kalte Fließwand und drehe mit der Schulter den Hahn auf.

Wasser schießt auf uns herab, durchnässt uns ins sekundenschnelle und augenblicklich entspannen sich meine verspannten, verkrampften Muskeln.

Ihre klammernden Finger lockern sich etwas, bleiben aber in mein Hemd verkrallt und lassen nicht los. Sie murmelt etwas, aber über das Rauschen des Wassers hinweg, kann ich nicht verstehen was.

Ein Beben fährt durch ihren kleinen Körper und als sie ihr kaltes Gesicht an meinen nackten Hals presst, geben meine Füße nach, ohne dass ich sie noch rechtzeitig unter Kontrolle bringen kann.

Ich sacke mit dem Rücken an der Wand herab, Hermine klammert sich an mir fest und kugelt sich auf meinem Schoß zusammen. Ihre Haut ist kalt, aber von irgendwo dringt Wärme, ja, Hitze, von ihr auf mich über, erfasst mich und breitet sich auf mir aus wie ein Feuer. Ihr Körper ist so klein, wirkt so zerbrechlich und es erscheint mir unbegreiflich, unmöglich und unfassbar wie er ein derartiges Gefühlschaos in mir heraufbeschwören kann.

Völlig überfordert fliegen meine Augen hinab zu ihrem Gesicht. Ich versuche ruhig zu bleiben, aber es ist absolut aussichtslos.

Wassertropfen rinnen über ihre blassen Wangen hinab wie Tränen, die sie zu stolz und entschlossen ist zu weinen. Strähnen ihres dunklen Haares kleben in ihrer Stirn, ergießen sich über mein Hemd und meinen Unterarm, kitzeln meine Haut. Ihre Brust hebt und senkt sich heftig und unwillkürlich, aus einem einfachen Instinkt heraus fasse ich sie fester und versuche sie ruhig zu halten.

Ihr Beben steckt mich an wie ein Fieber, doch noch schaffe ich es, es in Zaum zu halten. Wie, das weiß ich nicht.

Ich warte solange, bis das Wasser sämtliches Erbrochenes von unseren Körpern gewaschen hat, dann erst stehe ich vorsichtig auf und bringe sie zurück ins angrenzende, mittlerweile stockfinstere Zimmer.

„Granger“, fahre ich sie an, schüttele sie mit beinahe schon verzweifelten Bewegungen. „Du musst raus aus deinen Sachen. Du musst aufwachen, hörst du?“

Sie rührt sich nicht.

Ich lege sie vorsichtig auf ihrem Bett ab, laufe zurück ins Bad und hole sämtliche Handtücher, die ich finden kann. Ich werfe alle über ihren zitternden Körper, dann schnappe ich mir meinen Zauberstab und versuche sie damit zu trocknen, doch der Luftstrom ist schwach und ihr Zittern wird immer stärker und stärker.

Mit zittrigen Finger fahre ich mir durch die Haare, laufe einmal quer durch den Raum und wieder zurück und schließlich, als ich wieder bei ihr ankomme, spüre ich die Hitze, die von ihren Wangen, ihrer Stirn und ihrer ganzen Haut ausgeht und ich bemerke, dass sie Fieber hat. Hohes Fieber.

Ich fluche auf, raufe mir die Haare und versuche einen Weg vorbei am unausweichlichen zu finden, ob gleich mir klar ist, dass dies Zeitverschwendung ist. Schließlich sacken meine Schultern herab und ich resigniere.

Ich schließe die Augen und mit bebenden Fingern fahre ich unter die Handtücher über ihrem Körper und beginne damit, sie langsam und vorsichtig zu entkleiden. Meine Handflächen brennen. Brennen. Brennen. Sie brennen aber ich strecke sie dem Feuer entgegen und umarme den Schmerz wie einen lange verschwundenen Freund, der eines Tages nach Hause zurückkehrt.

Ich bin darauf bedacht, sie nicht zu berühren und weil es dunkel ist und ihr Körper gänzlich vom Handtuch bedeckt ist, ist es ertragbar auch wenn das Verlangen in mir so dermaßen stark pocht, dass ich leise Knurren muss. Ich müsste mich schämen derartiges zu empfinden, während sie so krank ist, aber ich tue es nicht.

Zu viele andere, nicht gekannte, nie gefühlte Gefühle blockieren meinen Verstand, verspotten und verschmähen ihn, schalten und sperren ihn aus.

Ich ziehe Hemd und Hose unter den Handtüchern hervor und da erst fällt mir auf, dass ich ihr nicht einmal Unterwäsche zum Anziehen gegeben habe.

Ich werfe das nasse Zeug achtlos auf den Boden, dann laufe ich nach draußen auf den Flur und komme mit der wärmsten Decke wieder, die ich finden kann.

Ich wickle ihren zarten Körper zusammen mit den Handtüchern darin ein, ohne sie auch nur ein einziges Mal unbedeckt gesehen zu haben, ohne der brüllenden Stimme in mir nachzugeben, die mir befiehlt, jedweden Stoff von ihrem Körper zu entfernen um sie mit dem meinen allein zu wärmen.

So grob ich vorhin noch zu ihr war, so vorsichtig, ja fast unmenschlich sanft, hebe ich sie nun hoch von der durchnässten Matratze und trage sie, ohne darüber nachgedacht zu haben, einige Türen weiter in das Zimmer, in welchem ich schlafen wollte, solange ich hier war.

Ich lege sie auf mein Bett und erst als sie dort liegt, trocken und warm, beginne ich mich zu beruhigen. Mein Herz hört auf zu springen, meine Finger hören auf zu beben, meine Atmung normalisiert sich, einzig und allein der Drang, sie um jeden Preis halten zu müssen, der bleibt, dabei ist er das einzige, was ich loswerden

will.

Nachdem ich selbst in trockene Sachen geschlüpft bin zieht es mich, sosehr sich auch jede Faser meines Kopfes dagegen sträubt, zurück in mein Zimmer zu ihr.

Blass ist sie, klein, schwach. Sie atmet unruhig und gebrochen. Winzig sieht sie aus unter all den Deckenschichten und bei ihrem Anblick regt sich etwas in meiner Brust, dass ich dort noch nie gespürt habe.

Ich sehe sie an und während ich mir noch einzureden versuche, dass ich jetzt gehen werde, lasse ich mich bereits langsam auf die Matratze sinken, starre sie an wie eine Erscheinung und fluche leise und auf eine Art und Weise verzweifelt und gequält, die mir ein für alle mal klarmacht, dass alles nichts nützen wird- Ich werde sie immer wollen und daran ändert die Tatsache, dass das nicht auf Gegenseitigkeit beruht, absolut rein gar nichts.

Ihre kleine, gottverdammte Existenz

Zunächst schläft sie und ich tigere nur unruhig und zutiefst gedankenverloren durch den Raum. Auf und wieder ab, versuche überall hinzusehen, nur nicht zu ihr, doch mein Blick liegt trotzdem tausendmal öfter auf ihr als irgendwo sonst im Raum. Ich nehme jeden einzelnen ihrer unruhigen Atemzüge, jedes hastige, viel zu schnelle Heben ihrer Brust wahr und schenke ihr meine gesamte, gottverdammte Aufmerksamkeit, ohne das, so zwingend ich es auch versuche, unterbinden zu können. Mir scheint, je mehr ich es versuche, desto aussichtsloser wird es.

Deshalb bin ich auch mit zwei großen Schritten bei ihr, als ihr Körper plötzlich wie von unsichtbaren Fäden gezogen hochfährt, sie mich eine Sekunde lang schrecklich hilflos anstarrt und sich dann abermals erbrechen muss.

Ihr Körper schüttelt sich, ich falle vor ihr mit den Knien auf das Holz des Bodens, packe ihre Handgelenke, die sie mir reflexartig entgegenstreckt, fange sie ab und sie übergibt sich mitten auf mein Hemd.

Erleichtert sehe ich, dass sie bei Bewusstsein ist. Ihre Augen fliegen auf, fokussieren sich auf mein Gesicht, sie zuckt zurück und versucht mir ihre Hände zu entziehen.

„Loslassen“, fleht sie mich verzweifelt an.

Ihre Stimme klingt rau.

Ich achte nicht auf sie, warte, ob sie sich noch einmal übergeben muss und als sie es nicht tut, zerre ich sie unsanft hoch und verfrachte sie auf den Sessel neben dem Bett.

„Sitzenbleibe“, herrsche ich sie an.

Mit schnellen Bewegungen zerre ich Lacken und Kissen vom Bett, knäule sie zusammen und werfe sie achtlos in die Ecke des Zimmers.

Ich spüre ihren Blick auf mir, aber ich beachte sie nicht, nur aus den Augenwinkeln verfolge ich jede ihrer Regungen, als wäre sie eine tickende Zeitbombe die jeden Moment hochgehen könnte.

Erschöpft liegt ihr Kopf auf der Armlehne des Sessels ihre Haare fallen unordentlich fast bis auf den Boden hinab. Ihre Augen glitzern seltsam fiebrig.

„Na du scheinst ja wirklich Angst davor zu haben was geschieht, wenn mir was passiert“, murmelt sie und klingt dabei so müde und schwach, dass ich ihr einen Blick zu werfe.

Sie lächelt leer, versucht aber erst gar nicht aufzustehen und es zur Tür zu schaffen, die nur angelehnt ist.

„Würde man dich töten, wenn du mich nicht heil ablieferst? Allein deshalb würde es sich schon lohnen zu sterben.“

Sie hustet, ihre Stimme klingt krächzend und ist fast nur ein Zittern von Stimmbändern, trotzdem, ich verstehe jedes ihrer Worte. Es ist als würde sie schreien und als wäre mein Kopf eine große Halle, in der das Echo ihrer Worte bis in alle Ewigkeit weiter hallt.

Ich richte mich auf und gehe zu ihr und vor ihr in die Hocke.

„Was wird dann wohl aus Weasley“, zische ich.

Sie zuckt zusammen und sagt nichts mehr, schweigt nur und hört auf den Schüttelfrost, der ihre Glieder beben lässt, zu unterdrücken.

Ich beiße mir auf die Lippen, dann strecke ich die Arme nach ihr aus, hebe sie hoch, und lege sie wieder zurück auf das nun wieder saubere Bett. Sie lässt es stumm geschehen.

Als ich mich löse, bemerkt sie die Handtücher und Decken, die um sie geschlungen sind. Sie verkrampft augenblicklich.

„Was hast du mit mir gemacht?“, keucht sie und rafft den Stoff fester vor ihrer Brust zusammen.

Ich wende mich um und gehe quer durch den Raum zum Tisch.

„Gar nichts“, knurre ich. „Sei froh, dass ich nicht gegangen bin und dich dir selbst überlassen habe.“

„Das ist alles, was ich will. Ich will dich nicht hier haben. Lass mich allein“, befiehlt sie mit bebender Stimme. „Ich will alleine sein. Ich komme zurecht.“

Ich gieße ihr Wasser von einem Krug auf dem Tisch in ein Glas und gehe zu ihr, als hätte ich sie nicht gehört.

Ich gehe vor ihr in die Hocke und starre ihr fest in die Augen.

„Trink“, befehle ich.

Mit zitternden Fingern versucht sie mir das Glas zu entwenden, doch ich gebe es nicht frei.

„Kopf zurück“, fordere ich sie auf und nicke gegen die Wand.

Sie starrt mich an, ich sehe, dass sie etwas sagen will, widersprechen will, doch wieder fährt ein Beben durch ihre Glieder und ihr Arm fällt wie der einer leblosen Puppe zurück in ihren Schoß.

Sie schließt die Augen, nicht weil sie zu schwach ist, um sie offen zuhalten, sondern weil sie mir jetzt nicht in die Augen sehen könnte. Jetzt, in diesem Moment in dem sie nicht mehr genug Kraft hat, gegen mich zu halten. In diesem Moment, in dem sie sich zum ersten Mal vollends mir übergeben muss.

Vorsichtig führe ich das Glas an ihre Lippen, sie trinkt, viel zu schnell, viel zu hastig und ich fahre rasch mit meiner Hand zurück.

„Nein“, fahre ich sie grob an. „Nicht so schnell.“

Ich stelle das Glas auf dem Nachttisch ab, richte mich auf und wende mich ab.

„Das reicht erst mal“ murmle ich.

„Bring mir Kleidung“, sagt sie. „Ich will mir etwas anziehen.“

Ich drehe mich langsam wieder um zu ihr, sie hat sich zurück in die Kissen gelegt, die Augen sind zu und sie atmet ganz ruhig und viel zu flach.

Ich fahre mir durch die Haare.

„Bleib liegen, ich warne dich“, sage ich, dann verschwinde ich nach draußen und hole von unten eines meiner Hemden für sie.

Als ich wieder nach oben komme pralle ich beim Versuch die Tür zu öffnen hart gegen das Holz.

Sie hat sich eingesperrt.

Wut kocht in mir hoch, geschürt von alledem, was in den vergangenen Minuten geschehen ist, geschürt von allem, was in den

vergangenen Minuten auf mich niedergebrochen ist wie ein gigantischer Wasserfall. Wie kann sie es wagen.

„Granger“, brülle ich durch die Tür und hämmere mit meiner Faust dagegen.

„Mach auf.“

Kein Mucks kommt von drinnen.

„SOFORT.“

Wieder nichts.

„GRANGER! Öffne augenblicklich diese Tür.“

Eisiges Schweigen.

„Na schön“, brülle ich, ziehe meinen Stab aus meiner Hosentasche und richte ihn auf die Tür.

Erst jetzt vernehme ich ein Geräusch von drinnen. Es ist ihr entsetztes Aufstöhnen und ich weiß, dass sie bemerkt hat, dass mein Stab nicht mehr wie eben neben ihr auf dem Bett liegt.

Sie muss so fiebrig sein, dass sie nicht einmal gesehen hat, wie ich ihn mitgenommen habe. Als würde ich sie mit ihm alleine lassen. Als würde ich gehen ohne sicherzustellen, dass sie nicht fliehen kann.

Die Tür fliegt auf und da steht sie, vor dem Bett und starrt mir entgegen. Die Augen groß wie

Scheinwerfer, ich sehe das Fieber in ihnen glitzern und frage mich unwillkürlich, ob sie noch genau weiß was sie tut.

Ich begreife, warum sie will, dass ich gehe. Es ist ihr Stolz. Sie erträgt es nicht, dass sie etwas nicht alleine schafft, erträgt es nicht auf jemanden, auf mich, angewiesen zu sein, erträgt es nicht, dass sie meine Hilfe braucht.

„Bitte“, sagt sie zitternd, ihre Stimme bricht. „Lass mich wenigstens ein paar Stunden allein.“

Als sie zu lachen anfängt und ihr winziger Körper gefährlich wankt, beiße ich die Lippen zusammen, schlucke den heftigen, kaum zu unterdrückenden Drang sie grob zu schütteln, womöglich gar zu schlagen, hinunter und werfe die Tür hinter mir zu.

„Gott leg dich wieder hin sonst kipst du wieder um“, fahre ich sie an. „Wie kann man nur so dumm sein, Granger. „Als ob du hier irgendwie rauskämost in deiner Verfassung.“

Sie rührt sich nicht, ich packe sie am Handgelenk, zerre sie zum Bett und stoße sie darauf, nicht fest, aber doch grob genug, damit sie sich plötzlich wieder übergibt und all das Wasser von vorhin wieder verliert. Als ich hinter sie aufs Bett springe und ihre Hände packe spüre ich, dass ihr Fieber mindestens noch um zwei Grad gestiegen sein muss und am liebsten würde ich meinen Kopf gegen die Wand schlagen dafür, dass ich es nicht einmal schaffe, sie ruhig im Bett zu halten, damit sie sich beruhigen, den Schock der letzten Stunden überwinden kann.

Sie übergibt sich bis spät in die Nacht hinein. Wieder und wieder. Ihr gottverdammter Körper kommt gar nicht zur Ruhe, obwohl sie kaum mitbekommt, was mit ihr geschieht.

Ich kann gar nichts für sie tun. Nichts.

Ich knie nur schweigend hinter ihr, habe meine Arme um ihre schmale Taille geschlungen und halte ihren Oberkörper so auf dem Bett während sie sich über den Bettrand beugt und sich in den Eimer erbricht, den ich geistesgegenwärtig dort positioniert habe.

Mein Oberkörper ist nackt, das Hemd ist schon wieder dreckig geworden und der nasse Stoff war unangenehm auf der Haut. Ich spüre ihre ebenfalls unbedeckten Schultern an meiner Brust, aber obwohl sie kaum bei Bewusstsein ist lehnt sich ihr gesamter Körper von mir fort, als würde sie noch genug mitbekommen, um zu wissen, dass ich es bin, der sie hält.

Aber das ist mir egal, die Kraft mich fortzustoßen hat sie nicht und ich kann sie auch so gut halten.

Irgendwann kurz nach Mitternacht kommt sie endlich zur Ruhe. Sie sinkt in einen unruhigen Schlaf und ich lehne am hölzernen Kopfteil des Bettes. Angesichts der kühlen Temperatur im Raum müsste ich frieren, das weiß ich, aber ich tue es nicht, fühle sie nicht, die Kälte, fühle nur ihn, den kleinen, warmen Körper rechts von mir, unter zehn Schichten von Decken.

Ich bin über der Decke geblieben, Sorge dafür dass sie zugedeckt bleibt, alle zwanzig Minuten erneuere ich das Tuch auf ihrer Stirn. Ihr Fieber steigt trotzdem weiter an und ich weiß, wenn es nicht bald sinkt, müsste ich sie zu irgendwem bringen, der ihr helfen kann.

Doch das geht nicht und diese Tatsache verhindert, dass ich auch nur eine Sekunde Ruhe, einen Teil in meinem Kopf finden kann, der nicht ausschließlich an sie denkt.

Ich vermeide sie anzusehen, möchte sie alleine lassen und gehen, aber ich weiß, dass das jetzt nicht geht, so sehr und so verzweifelt ich das jetzt auch möchte und bräuchte. Es geht nicht. Ich habe sie nicht am Leben gehalten, um sie jetzt sterben zu sehen, auch wenn das möglicherweise ihr Wunsch ist.

Trotz allem, trotz dessen, dass es ihr so schlecht geht, dass sie nicht einmal bemerkt, wer da neben ihr im Bett sitzt, pocht die Versuchung in meinen Schläfen und die simple Tatsache, dass es so schrecklich einfach wäre, sie mir zu holen ist genauso unerträglich, wie ihre gesamte Existenz. Ihre gesamte, verdammte, kleine Existenz, die im Moment auf Messers Schneide steht.

Ich weiß nicht was es ist, aber da ist etwas in mir, das mir dennoch mit schier unendlicher Stärke verbietet, sie auch nur anzufassen. Es ist aber nicht etwa mein Gewissen oder mein Stolz oder sonst irgendetwas Edles,

das weiß ich. Was es sonst sein könnte, das weiß ich allerdings auch nicht.

Ich starre stundenlang gegen die Decke. An Schlaf ist nicht zu denken und auch sonst herrscht gähnende Leere in meinem Kopf.

Ich lausche ihrem Atem, ihrem pochenden Herzschlag, der so sehr um Aufmerksamkeit verlangt. Ich lausche so gefesselt, als wären sie die schönste Melodie der Welt und ich frage mich, was jetzt überhaupt passieren soll. Was jetzt werden soll. Mit mir. Mir ihr.

Ich weiß, dass ich spätestens morgen wieder zurückmuss, ehe jemandem auffällt, dass ich fort bin. Ich muss zu meiner Familie, aber allein bei dem Gedanken sie hier alleine zurück zulassen streikt mein ganzer Kopf und es macht mich wütend, dass allein Hermine Granger dergleichen Zwiespalt auslöst.

Mein Hass auf dieses Mädchen ist so groß, so verdammt heftig, so furchteinflößend tiefsitzend, dass mir unweigerlich klar wird, dass da Dinge mit im Spiel sind, die über bloßen Hass hinausgehen müssen.

Auf die Art und Weise, auf die ich sie hasse, kann man nur dann hassen, wenn das Objekt des Hasses so tief in einem verankert ist, dass man es nicht entfernen, aus sich herausreißen kann, ohne dabei sein Herz mitzuziehen, mitherauszureißen und dann zu verbluten.

Der Hass ist so tief dass ich nicht weiß, wie ich ihn nur noch weiter ertragen soll, dass ich nicht weiß, warum ich es mir antue, überhaupt bei ihr zu sein.

Ich hasse sie so abgrundtief, dass die Intensität meiner Gefühle mich auf eine Art und Weise überrascht, ja schockiert, die mir den Atem abschnürt und mir gleichzeitig so viel Luft einhaucht, dass ich den überaus verstörenden Wunsch habe, in kleinste Einzelteile zu zerfallen.

Ich hasse sie. Alles an ihr. Ihre Augen, die mir mit jedem einzelnen Blick solche Abscheu entgegen schleudern, den Mund, der mich anspucken würde, wenn er könnte, die zierliche, so unendlich zarte Gestalt, die es nicht einmal schafft mich ernsthaft zu schlagen, ihre raue Stimme, die so kalt und abweisend ist, wenn sie mit mir spricht, ihr Lachen, das sie mir nur mit einem grausamen, zutiefst bitteren und schmerzvollen Unterton schenkt und ihr Weinen, dass sie so verzweifelt vor mir zu verbergen sucht.

Ich hasse ihren Mut, der mich daran erinnert, dass sie so anders ist als ich selbst, hasse ihre Kraft, die sie sich bewahrt, ganz tief in sich drinnen, trotz allem, was passiert ist. Ich hasse ihren schwachen Körper, der es mir antut sich so sehr um sie kümmern zu müssen, hasse den Funken in ihren Pupillen, den ich noch niemals bei einem anderen Menschen gesehen habe. Ich hasse ihre gesamte kleine, gottverdammte Existenz.

Ich hasse, dass ich sie überhaupt hasse, hasse, dass sie mir wichtig genug ist, sie zu hassen. Dass da nicht meine mir so vertraute und für mich typische Gleichgültigkeit eine Grenze zwischen uns zieht, sie von mir trennt, separiert und mich nicht in Lagen bringt, denen ich mich nicht gewachsen fühle.

Ich hasse es, dass sie neben mir liegt und mein Hass wird stärker und stärker und irgendwann, als es schon längst, längst, längst zu spät ist, wird mir klar, dass es gar kein Hass ist, den ich da empfinde.

Ich hasse dich!

Ich hasse es, dass sie neben mir liegt und mein Hass wird stärker und stärker und irgendwann, als es schon längst, längst, längst zu spät ist, wird mir klar, dass es gar kein Hass ist, den ich da empfinde.

Diese Erkenntnis trifft mich in Mark und Bein und wenn es möglich ist, lässt sie meine Wut auf Hermine Granger noch weiter steigen. Hoch ins Unermessliche. Hoch in Sphären, die zu gefährlich sind, zu weit außer meiner Reichweite, als dass ich es noch schaffen könnte, irgendwelche Gefühle die dort umherschwirren unter Kontrolle zu bringen.

Meine Augen zucken nach rechts, machen ihr blasses Gesicht in der Dunkelheit neben mir aus, bleiben auf ihm konzentriert als wäre es die einzige Lichtquelle im Raum, als könnte es mir beweisen, dass da nichts weiter ist als Hass.

Aber da ist Verlangen, in meinen Pupillen, das weiß ich. Sie weiten sich eine Spur, ein Glanz tritt in sie, der sie fiebrig wirken lässt, doch es ist ein anderes Fieber als jenes, welches sich durch ihren Körper brennt.

Ich weiß, wie ich sie ansehe und umso mehr wundert es mich, dass sie es nicht sieht. Es nicht sehen kann.

Das einfache, simple, dunkle, gefährliche, zum Zittern bringende Verlangen nach ihr, diesem Mädchen, das nie in seinem Leben etwas wenig gewollt hat, als der gleiche Gefühle in mir heraufzubeschwören und das aber, ohne es auch nur im entferntesten zu ahnen, mit jedem seiner Handlungen tiefer unter meine Haut dringt und alles immer und immer schlimmer für mich macht.

Als würde sie die kräftigen Gedankenschwünge, die ich auf sie loslasse spüren, regt sie sich. Windet sich, die Lippen bewegen sich, murmeln etwas, das ich nicht verstehen kann. Die Pupillen unter den Augenlidern bewegen sich hin und her, schnell, beinahe hektisch.

Ein kleiner, heiserer Seufzer entschlüpft ihren Lippen und meine Augen fliegen hinab zu ihrem Mund, ohne, dass ich in diesem Moment über genug Macht oder Konzentration verfügt hätte, das zu unterbinden.

Mein Blick fokussiert sich auf ihr blasses, im Mondlicht glänzendes Gesicht. Sie zittert ganz leicht, kaum merklich, als wäre ihr trotz des Fiebers schrecklich kalt. Schweiß glitzert auf dem Rücken ihrer kleinen Nase.

Vorsichtig, ohne eine Berührung auch nur im Entferntesten zu riskieren ziehe ich ihr das Tuch von der Stirn, will mich aufrichten, um es mit meinem Zauberstab anzufeuchten, da tut sie plötzlich etwas, was jedwede Zurückhaltung meinerseits zunichte macht.

Mit einem einzigen, furchtbar erschreckenden und sehr präzisen Schlag. Augenblicklich.

Hermine dreht sich, wendet ihren kleinen Körper mir zu, überwindet die paar Zentimeter die ich sorgsam Abstand gehalten habe und da berührt ihre Vorderseite meine Hüfte und ihr rechter Arm hebt sich, umschlingt das erste und einzige, was er zu fassen bekommt:

Mich.

Mein Körper zuckt einen Moment, erstarrt, verkrampft sich und wird zu Stein. Zumindest von außen. Innen drinnen ist alles in Bewegung, ihre Berührung rast durch meine Adern, Muskeln, Nervenfasern, dringt in meine Knochen, in jede einzelne Zelle.

Ich werde berührt.

Sie hält mich nicht fest, ich hätte keinerlei Schwierigkeiten sie abzuschütteln, was ich zweifelsfrei auch tun

sollte, aber ich tue es nicht.

Ich habe keine Entschuldigung dafür, absolut keine, das ist mir genauso klar, wie mir auch klar ist, dass mir diese Tatsache vollkommen gleichgültig ist.

Ein Zittern fährt durch ihren Körper und ich weiß, dass ihre Haut nur Wärme gesucht hat und die hat sie beim einzigen anderen Lebewesen in diesem Raum gefunden. Ihr Körper will überleben, es ist ein Instinkt, weiter nichts. Ich könnte mich herausreden und sagen, dass ich ihr lediglich geben will, was sie sucht, die Hitze, die Wärme meines Körpers, doch so sehr ich mir auch wünsche, es wäre so, keine Lüge der Welt könnte mich überzeugen das zu glauben.

Meine Arme zucken und ich weiß ganz genau was sie verlangen, ich weiß, was sie wollen, doch so einfach es wäre sie jetzt zufriedenzustellen- ich tue es nicht.

Ich nehme meine Arme hoch über meinen Kopf, umfasse den Bettpfosten und grabe meine Finger in das Holz, so fest, dass es knirscht. Ob es das splitternde Holz oder meine aufeinandergepressten, berstenden Zähne sind weiß ich nicht.

Ihr Griff um meine Mitter verstärkt sich, ihr glühendes Gesicht presst sich gegen meinen nackten, kalten Arm. Ich spüre ihre Lippen, die Hitze ihrer Wangen die auf mich überläuft wie Strom. Ihre noch ganz leicht feuchten Haare kitzeln mich am Hals.

Bewegungslos liege ich da und starre stumm und regungslos geradeaus nach oben an die Zimmerdecke.

Von außen betrachtet dreht die Welt sich weiter, als wäre nichts. Innen drinnen in mir jedoch steht sie still und ich frage mich, ob sie sich jemals wieder weiterdrehen wird und ob es mich stören würde, wenn sie es nicht täte.

In meinem ganzen, erbärmlichen Leben habe ich bisher bekommen was ich wollte. Immer. Ausnahmslos. Ich kann mich an nichts erinnern, was man mir abgeschlagen hätte. Geld spielte in meiner Familie nie eine Rolle, was ich haben wollte, das hat man mir gegeben. Ich musste auf nichts verzichten, mir wurde kein Wunsch abgeschlagen. Nicht einer. Nicht ein einziger. Ich hatte diese Tatsache immer als selbstverständlich angesehen. Frustration, Verzweiflung, Resignation, Unzufriedenheit - all das kannte ich nicht und mein Leben lang hatte ich das einfach so hingenommen und mich überlegen gefühlt, weil ich alles hatte, was ich brauchte. Ich habe nie gelernt auf etwas verzichten zu müssen und heute, jetzt, in diesem Moment muss ich dafür bezahlen.

SIE lässt mich dafür bezahlen. Mit allem was sie ist. Denn jetzt, in diesem Moment, gibt es etwas, eine einzige Sache auf dieser grausamen, verdammten, verfluchten Welt, die ich haben will. Und diese Sache ist das einzige, was ich niemals, niemals bekommen werde. Das ist mir klar, so klar, dass jede Zelle meines Körpers mit dieser Gewissheit konfrontiert ist und sie vollkommen, ganz und gar akzeptiert hat. Sie angenommen hat, schon in dem Moment, in dem ich mir meines so tief verborgenen Verlangens erst bewusst wurde.

Aber ich habe nie gelernt mit Verzicht umzugehen und deshalb ist es schwer für mich, mir einzugestehen, dass ich absolut kein Recht darauf habe, heute, in diesem speziellen Fall, mir zu nehmen, was ich haben will.

Ich versuche zu vermeiden, daran zu denken, dass sie so furchtbar einfach zu haben wäre, aber meine Gedanken treten ohne Probleme über meinen Verstand und mein Gewissen, das ohnehin nur sehr spärlich vorhanden ist, hinweg und malen sich aus, wie nahe ich der Möglichkeit bin, zu bekommen, was ich mehr will, als alles andere. Ich bräuchte nicht einmal meine Kräfte gegen sie anzuwenden, ein Wort von mir, ein Befehl und sie würde es tun. Denn im Gegensatz zu mir gibt es Menschen in ihrem Leben, für die sie alles tun würde. Für die sie sogar in den Tod gehen würde und das mit offenen Armen und einem Lächeln im Gesicht.

Würde ich das für sie tun? Würde ich sterben, um sie zu retten? Könnte ich das? Ich will mir darüber nicht den Kopf zerbrechen, aber ich tue es und mir wird klar, dass ich es nicht nur bereits getan habe, nein, mir wird

auch klar, dass ich es jederzeit wieder tun würde.

Was mich nach nicht einmal drei Stunden unruhigem Hin und Herwerfen weckt, sind kleine Fäuste, die auf meine Brust einschlagen, Ellenbogen, die mich in Panik fortzustoßen versuchen und eine raue, hohe Stimme, die schreit.

Sofort bin ich hellwach, packe die dünnen Handgelenke mit einer Hand und bringe sie zum innehalten.

Hermine's Gesicht schießt hoch und ihre Augen treffen meine und in ihnen ist sämtlicher Hass, sämtliche Abscheu auf mich gebündelt zu einem einzigen Strahl, der einer Feuerbrunst gleichkommt.

„Nicht... nein...“, schreit sie.

Nein, ein Schrei ist es nicht, den sie da ausstößt. Es ist ein Flehen. Meine Augen weiten sich. Zum ersten Mal sehe ich so etwas wie Angst in ihrem Blick. Nicht Angst um ihre Freunde, um Potter, Weasley und all die anderen. Zum allerersten Mal sehe ich, dass sie Angst um sich selbst hat.

Mir wird sofort klar, warum und wovon. Vor mir und dem, was ich ihrem Körper antun könnte, jetzt, hier in diesem Bett.

„Bitte...“, fleht sie, windet sich. „Nicht... Malfoy... nicht das.“

Meine Kehle wird staubtrocken als ich die Verzweiflung in ihrem Blick sehe. Ich öffne den Mund, will ihr versichern, dass ich keine Sekunde vorhatte, ihr das anzutun da hört sie plötzlich auf sich zu bewegen, jegliche Anspannung ihrerseits verflüchtigt sich und ihr Blick lässt meinen los. Sie starrt an meinem Kopf vorbei zu Decke und mir wird klar, dass sie sich nicht wehren würde. Für ihn.

Beißender Ekel vor mir selbst schießt bitter in meinen Mund.

„Granger ich tue dir nichts“, bringe ich hervor. „Du hast geschlafen und ich auch.“

Hermine hält inne, ihre Augen fokussieren sich wieder auf mein Gesicht. Sie verengen sich.

„Was fällt dir ein dich herzulegen“, zischt sie und rüttelt an ihren Ärmchen, ganz so als würde es ihr irgendetwas nützen.

„Raus aus meinem Bett!“

Ich spüre, dass ihr Fuß ausholt. Blitzschnell nagle ich ihn mit dem meinen fest.

„Das ist mein Bett“, stelle ich mit rauer Stimme fest. „Und nun beruhig dich sonst musst du dich wieder übergeben.“

Sofort hört sie auf sich mir entwinden zu wollen. Fast muss ich lachen, als mir klar wird, dass sie sich um nichts auf der Welt ein weiteres Mal eine solche Blöße vor mir geben will.

„Ich halt still“, murmelt sie schnell und versteift sich. „Ich bleibe im Bett.“

Ich starre sie an.

„Gut“, sage ich.

Sie runzelt die Stirn.

„Dann lass mich los.“

Mit einer für sie hoffentlich nicht sichtbaren Spur von Hast nehme ich meine Hände von ihr und setze mich langsam auf. Sie will es mir gleichtun, doch ich zische nur undeutlich und nicke mit dem Kopf energisch zurück und sie hält inne und bleibt tatsächlich liegen.

Draußen beginnt es langsam hell zu werden, was das Licht im Raum seltsam schummrig aussehen lässt, als wären wir tief unter Wasser. Fahrig streiche ich mir durch die Haare, mein Herz pocht unangenehm heftig gegen meine Rippen.

Hermine starrt auf meinen nackten Oberkörper, ich weiß, dass sie etwas sagen will, womöglich wieder zu schreien anfangen will, doch die Kraft, die sie durch den Adrenalinstoß von eben erhalten hat ist fort und zurück bleibt der fiebernde, zerbrechliche, so schrecklich schwache Körper, in dem sie gefangen ist.

Ich strecke meine Glieder, die mich mit Schmerz und Steifheit dafür strafen in solch einer unbequemen

Position geschlafen zu haben, dann erhebe ich mich langsam vom Bett, schnappe mir mein Hemd vom Boden und werfe es achtlos über.

Als ich es fertig zugeknöpft habe, drehe ich mich wieder um zu ihr.

„Wie fühlst du dich?“, frage ich ausdruckslos und lasse mich auf ihrer Bettkante nieder.

Sie schlägt die schimmernden Augen auf und mustert mich sehr wachsam.

„Gut“, sagt sie. „Gut genug, damit du gehen kannst.“

Ich schnaube.

„Hör zu Granger, ich habe keine Zeit für Spielchen. Sag mir, was du hast und ich kann versuchen dir zu helfen. Ist dir noch schlecht? Bist du erkältet? Schmerzen?“

„Ich habe gar nichts. Mir ist nicht schlecht und ich bin nicht erkältet und deshalb kannst du getrost gehen und mich hier meinem Schicksal überlassen.“

Ich seufze genervt auf, lasse meine Hand vorfahren und lege sie auf ihre Stirn. Bevor sie mich wegstoßen kann habe ich bereits ertastet, was ich schon vermutet habe: Ihre Haut glüht.

Ich unterdrücke ein Fluchen und fahre mir rastlos über das müde Gesicht.

„Verdammt“, murmle ich in meine Hände.

Sie lacht rau.

„Es hat etwas Seltsames wenn du dir Sorgen um mein Befinden machst“, murmelt sie mit schwacher Stimme. „Auch wenn es nur deshalb ist, weil du auf mich achten musst, da du keine Wahl hast.“

Ich beachte sie nicht, stehe abrupt auf, trete zum Fenster und überlege hin und her, was jetzt zu tun ist. Der Regen prasselt geräuschvoll gegen die unter seinem Aufprall erzitternde Scheibe. Meine Reaktion auf ihren Blick in meinem Rücken ist ungefähr dieselbe.

„Was hast du?“, dringt ihre Stimme vom Bett her zu mir herüber.

„Bring mich zu irgendwem, der sich auskennt und fertig und bei der Gelegenheit kannst du mich gleich dort lassen, denn ich ziehe jede andere deiner Gesellschaft vor.“

Wenn es so nur so einfach wäre, denke ich stumm. Ich merke, wie ich Panik bekomme und mir die Sache, die von Anfang an gefährlich nahe an meinen Möglichkeitengrenzen schwebte, mich allmählich zu überfordern droht. Ich kann ihr nicht helfen, aber auch wenn sie es sich nicht eingesteht, das ist es, was sie braucht- Hilfe.

„Mach dir jedenfalls bloß keine Umstände“, zischt sie wieder und schafft es dabei, ihre Stimme trotz der Heiserkeit eiskalt klingen zu lassen.

„Wenn Du- weißt- schon- wer mich nicht brauchen würde, würdest du doch auch gehen, egal, was mit mir passiert. Ich wäre dir so egal, wie dir auch alles andere egal...“

„Halt den Mund“, zische ich aus den Mundwinkeln. „Halt deinen dummen Mund, Granger, oder ich vergesse mich. Denk daran, dass ich jederzeit den Befehl geben kann, Weasley zu töten und da ist nichts, gar nichts, was du dann machen kannst und alles was du dann noch hast auf dieser Welt ist die Gewissheit, dass er gestorben ist, weil du dich nicht entsprechend benommen und deinem Schicksal gefügt hast.“

Ich sehe sie nicht an, aber ich scheine es schier zu spüren, wie sie sich verkrümmt, wie meine Worte sich in ihr Hirn bohren wie Pfeile und es lähmen vor Angst. Etwas im Raum kippt. Ich glaube es ist ihr Stolz.

Eine Weile herrscht Schweigen, ich laufe im Zimmer auf und ab und weiß, dass die Zeit gegen mich läuft. Ich weiß, dass ich heute zurück muss.

Als ich ihre tapsenden Schritte hinter mir höre fahre ich herum. Sie steht neben dem Bett und hält sich am Bettpfosten. Ihre Fingerknöchel treten weiß hervor, so groß ist die Anstrengung.

Ein Knurren entweicht meiner Kehle und ich schieße auf sie zu, doch ehe ich sie erreiche streckt sie mir ihren Arm entgegen.

„Ich muss ins Bad“, sagt sie mit entsetzlich dünner Stimme.

Ich starre zu ihr hinab, dann langsam ziehe ich mich zurück und nicke stumm zur Tür am anderen Ende des Zimmers.

„Drunten liegt eines meiner Hemden, das kannst du anziehen“, sage ich.

Sie nickt ohne mich anzusehen und ich wende mich ab.

Ich höre Wasser rauschen, dann Stille, die lauter in meinem Kopf dröhnt, als jeder Schrei es könnte.

Schließlich öffnet sich die Tür, Hermine kommt langsam heraus, die Decke um die schmalen Schultern geschlungen geht sie wankend wieder zum Bett zurück. Sie sieht klein aus, ganz schrecklich klein. Ein Strich im Raum.

„Wenn ich nicht wäre, würden sie Ron dann töten?“, fragt sie, als sie wieder auf der Matratze liegt.

Ich starre sie an.

„Ja.“

„Dann...“

Sie ringt mit sich.

Ich sehe den Kampf in ihren Augen, sehe, wie sie mit schier unendlicher Kraft versucht, den Stolz aus ihnen zu drängen, der jeden ihrer Blicke ausmacht. Ich sehe die Pupillen verdunkeln, schwarz werden und schließlich ist das Funkeln in ihnen tot. Verloschen, fortgestoßen und die Augen sind so leer, so bodenlos und tief wie ein schwarzes Loch.

Ich trete ans Bett und sehe auf sie hinunter.

Sie sucht nach Worten.

„Dann brauche ich Medizin“, murmelt sie ohne meinen Blick zu erwidern.

Ich starre sie an.

„Ich weiß“, antworte ich langsam. „Darum werde ich mich kümmern.“

Ich schließe die Augen, versuche ein letztes Mal einen anderen Weg zu finden, wohl wissend, dass es ihn nicht gibt. Ich könnte warten und hoffen, dass ihr Körper noch genug Kraft hat sich selbst zu heilen, aber das Risiko ist zu groß. Als ich Hermine wieder ansehe, die farblosen, eingefallenen Wangen, die geschlossenen Augen, den kleinen Körper, da weiß ich, dass ich es tun werde- mir Hilfe holen von der einzigen Person auf dieser Welt, der ich etwas bedeute. Der ich mehr bedeute, als die Gunst des Dunklen Lords. Der einzigen Person, die mein Leben und mich über das ihre stellt, das schon immer getan hat und auch immer tun wird, um was es auch gehen mag. Die dasselbe für mich tun würde, was ich für Hermine Granger tue. Die Person, die dafür selbst den Dunklen Lord hintergehen würde und das ohne zu zögern.

Ich gehe nach unten, fülle ein Glas mit Wasser und gebe einen Tropfen des Schlaftrankes hinzu, den ich schon vor Wochen aus Professor Snapes Büro entwendet habe.

Hermine sieht mit glasigem Blick auf, als ich zurückkomme und ihr das Wasser reiche.

Ich sehe sie nicht an.

„Nur kleine Schlucke dieses Mal“, weise ich sie an und helfe ihr sich aufzusetzen. Dass sie mich ohne den geringsten Widerstand ihre Unterarme halten lässt irritiert mich, zeigt mir, dass sie bereits weit schwächer ist, als sie es zugibt.

„Warum hast du nicht das Glas von vorhin genommen?“, fragt sie mich plötzlich und weicht meiner Hand aus, die ihr das Glas an die Lippen drücken will.

Meine Augen verengen sich und ich bin überrascht, dass sie das bemerkt hat, obwohl es ihr so schlecht geht.

„Jetzt mach schon“, zische ich ungeduldig und setze das Glas grob an ihre Lippen.

Ihr Kopf fährt zurück.

„Du hast etwas ins Wasser gemischt!“, stößt sie hervor. „Das riecht... ein Schlaftrank.“

Ihre blasse Hand will mir das Glas aus den Fingern schlagen, doch ich fange sie ab. Sie windet sich und plötzlich kehrt die Kraft in ihren Körper zurück. Ihre Beine strampeln, ihr Oberkörper hebt sich vom Lacken, sie kämpft mit allem was sie hat, obwohl sie wissen muss, dass es letztendlich nicht reichen wird.

Ich packe ihren Kopf, drücke ihn in ihren Nacken zurück, ihre Hände presse ich zwischen meine Knie.

„Nicht“, schreit sie. „Nich...“

Dann hustet sie, als das Wasser in ihren Mund dringt. Ich packe sie am Kinn und zwingen sie zu schlucken. Sie versucht noch rechtzeitig auszuspucken, doch ich weiß, dass sie genug davon erwischt hat und in ihren Augen sehe ich, dass sie das auch weiß.

Ich lasse blitzschnell von ihr ab und erhebe mich vom Bett.

„Ich... hasse dich“, bringt sie noch hervor, dann fällt sie schon zurück in die Kissen und rührt sich nicht mehr.

Als es still ist wende ich mich wieder zu ihr um, bücke mich hinab zu ihr und decke sie, so unbarmherzig und mitleidslos ich vorhin auch mit ihr umgegangen bin, vorsichtig, vielleicht sogar sanft zu.

Ich bleibe über sie gebeugt stehen und sehe lange in ihr schlafendes Gesicht hinab.

„Und ich hasse dich“, flüstere ich, bevor ich mit einem Wimpernschlag disparriere.

Was hast du getan?

Ich stehe lange vor dem gewaltigen, schwarzen Eisentor hinter dem mein Zuhause in den Himmel empor ragt. Das Dach kratzt an den tiefhängenden Wolken, die es um wabern wie Nebelschwaden. Es ist das einzige Gebäude in einem ganzen Umkreis von Kilometern und dennoch ist es mehrfach abgezäunt, umrundet von Hecken und Eisenstangen, als würde es sich vor Blicken nicht existierender Wesen schützen und verstecken wollen.

Angesichts der tiefen Temperaturen müsste ich frieren, aber ich tue es nicht. Ich stehe nur da und betrachte das Haus wie eine Erscheinung.

Nichts sieht anders aus. Alles ist noch genau so, wie es war, bevor sich meine gesamte Welt innerhalb eines Abends, innerhalb einer Nacht, weniger Stunden, verändert hat.

Das Haus ist noch immer riesig, dunkel und kalt. Noch immer wirkt es seltsam fremd und unnahbar auf mich, obwohl ich hier beinahe meine ganze Kindheit verbracht habe.

Der Garten, der einem gewaltigen Park eines Schlosses gleichkommt, ist gepflegt, aber dennoch fehlt ihm Schönheit. Die Art von Schönheit, die ein Garten innehat, wenn man sich mit Fürsorge und Begeisterung um seinen Erhalt kümmert, ihn liebevoll hegt und pflegt. Zu sagen, dass das hier nie der Fall war, erscheint mir überflüssig.

Der Regen prasselt auf den Kiesweg, auf den Rasen, gegen das Eisengitter. Er dröhnt in meinen Ohren, genauso wie schon seit Tagen, weshalb ich mich frage, ob das Geräusch nicht eigentlich nur aus meinem Kopf, meiner Phantasie, entspringt.

Alles sieht so aus wie immer. Ich weiß nicht, warum mich das so überrascht. Es ist als hätte ich erwartet die Welt in Trümmern vorzufinden, jetzt, da zerstört ist, was viele als das Gute bezeichnen würden. Es kommt mir eigenartig vor, dass alles beim Alten zu sein scheint. Es kommt mir falsch vor. Verwirrt mich, wirft mich aus der Bahn.

Ich gehe langsam zum Tor vor und ich weiß, dass man meine Ankunft längst bemerkt hat.

Mein Körper gleitet durch die Eisenstangen, es zieht mich regelrecht hindurch, zurück bleibt ein unangenehmes Gefühl in meinem Magen, das ich gekonnt unterdrücke. Ich gehe den Weg hoch zum Haus, fühle mich beobachtet und versuche, meinen Ausdruck möglichst gleichgültig zu halten, was mir heute schwerer fällt, als jemals zuvor.

Niemand kommt mir entgegen, als ich die gewaltige Eingangshalle betrete und mit großen Schritten durchschreite. Ich weiß nicht, ob das gut oder schlecht ist aber eines ist es ganz sicher: Es ist mir egal.

Mir kommt es wie immer vor, als würde ich ein fremdes Haus betreten und nicht das Haus, in dem ich groß geworden bin. Nichts tut sich. Kein Geräusch erfüllt die Luft. Der Regen ist hier drinnen nicht zu hören. Die Stille in meinem Kopf fühlt sich eigenartig und fremd an.

Ich erklimme eine der vier Treppen, die von der Eingangshalle fort in alle vier Himmelsrichtungen davon führen.

Als ich oben angelangt bin, nass von Regen und Schweiß, hebe ich den Blick und entdecke erst jetzt, dass auf der obersten Treppe jemand steht und mir stumm entgegenblickt.

Die Gestalt ist blass, ein weißer Fleck in der Dunkelheit, die von keiner Seite durch Licht zurückgedrängt wird. Sie steht ganz gerade da, rührt sich oder atmet scheinbar gar nicht. Ich bin froh, dass sie es ist, der ich als erstes begegne. Sie, die ich gesucht habe.

„Wo warst du?“, fragt mich die hochgewachsene Frau noch ehe ich ganz vor ihr zum Stehen gekommen bin.

Ich straffe die Schulter, presse die Lippen aufeinander, sie tut es mir gleich.
„Mutter“, sage ich ruhig.

Ich sehe sie an, lasse sie ihren Blick über meine Gestalt fahren. Sie zieht die Augenbrauen hoch, mustert mich prüfend. Da ist kein Gefühl in ihrem ebenmäßigen Gesicht, keine Regung ziert die so steifen Züge, dennoch, ich kenne sie gut genug um zu wissen, wo ich hinsehen muss, um sie zu lesen. In ihren Augen sehe ich schließlich ein schnelles Aufblitzen und dieses Erhellten der eisblauen Pupillen alleine verrät mir, dass sie Angst hatte. Angst um mich. Doch mit keinem Wort erwähnt sie das. Das würde sie nie tun. Niemals. Gefühle zuzulassen, Gefühle zu zeigen, das widerstrebt ihr oder vielleicht kann sie es auch gar nicht. Nicht mehr.

Ich bin das gewöhnt, bin damit aufgewachsen und habe in meiner Kindheit eines von ihr gelernt- Es ist einfacher so zu leben. Ohne Gefühle. Zumindest in meiner Welt.

„Du bist nass“, stellt meine Mutter nur fest, wieder wandert ihr Blick an mir hinab. „Und schmutzig.“
Sie rümpft die Nase, dann dreht sie sich um und geht den Gang entlang Richtung Norden davon. Ich folge ihr. Das Schleifen ihres schweren, dunkelgrünen Umhangs ist das einzige Geräusch, das ich hören kann.
Wir gehen in ihr Zimmer, den Bereich des Hauses, den kein Todesser, den nicht einmal mein Vater betreten darf. Hier ist es eine Spur wärmer, als im Rest des Hauses, doch auch hier drinnen spürt man die Kälte in jedem Knochen.

Mutter nickt auf das Sofa in der Mitte des Raumes und setzt sich, als ich ihr Folge geleistet habe, steif mir gegenüber in ihren Sessel. Wir sehen uns lange schweigend an, ehe sie den Mund öffnet und zu sprechen beginnt.

„Er hat sich in Hogwarts niedergelassen“, sagt sie und braucht nicht näher zu erklären, wen sie mein. Das weiß ich auch so.

„Wir sind alleine hier. Du kannst also ungehindert sprechen.“

„Wo ist Vater?“

„Sie haben Askaban aufgelöst. Er ist bei ihm.“

„Was ist geschehen seit...“

„Seit du dumm genug warst einfach ohne ein Wort zu verschwinden?“, fragt sie ausdruckslos, ganz ohne Vorwurf oder Wut in der Stimme.

„Ist meine Abwesenheit...“

Sie schüttelt den Kopf.

„Nein niemandem ist es aufgefallen. Nur mir.“

Einen Moment durchbohrt sie mich noch mit ihrem berechnenden Blick, dann sacken ihre Schultern ein wenig herab und zum ersten Mal zeigt sie so etwas wie Erschöpfung.

„Es ist einiges passiert“, beginnt sie schließlich. „Das Zaubereiministerium ist übernommen worden. Niemand hat Widerstand geleistet. Soweit ich informiert bin haben sich einige Anhänger von Dumbledore zusammengeschlossen und sind untergetaucht, doch es ist nur noch eine Frage der Zeit bis es auch mit ihnen zu Ende geht. Sie machen Jagd auf sie und sie werden sie finden.“

Sie schließt den Mund, faltet die feingliedrigen, langen Finger mit den spitzen Nägeln im Schoß und betrachtet mich ausdruckslos.

„Wo warst du Draco?“, fragt sie leise.

Ich zögere noch einen Moment, dabei habe ich mich eigentlich schon längst entschieden. Sie wird mir helfen. Sie wird es nicht gern tun, aber eines weiß ich ganz bestimmt- sie wird mich nicht im Stich lassen. Nicht sie.

Ich beuge mich vor.

„Ich brauche deine Hilfe, Mutter“, sage ich langsam. „Doch davor... sag mir... sind alle tot?“

Sie lacht hell auf und lehnt sich zurück. Beobachtet mich abschätzig.
„Deine Schulkameraden? Draco, erzähl mir nicht, dass du bereust.“
Ich schüttle den Kopf.
Sie runzelt die Stirn.
„Ausnahmslos“, sagt sie dann. „Mehr hat man mir nicht gesagt.“
Ich lasse mich nachdenklich in die Rückenlehne zurücksinken.

Es kann nicht sein, dass niemandem aufgefallen ist, dass Harry Potters rechte Hand nicht unter den Toten war. Alle Todesser kennen Hermine Grangers Gesicht. Sie alle wissen, wer sie ist. Es ist unmöglich, dass niemand überprüft hat, ob sie da ist. Das ist einfach nicht möglich.

„Sprich mit mir“, reißt mich meine Mutter aus den Gedanken. „Draco!“
An ihrer Stimme höre ich, dass sie ahnt, dass ich etwas Schreckliches getan habe, doch noch weiß sie nicht, wie schrecklich es tatsächlich ist.

Mein Blick wandert zu ihr zurück, einen Moment schweige ich, dann stehe ich auf.
„Komm mit, ich habe nicht viel Zeit“, sage ich und halte ihr meine Hand hin.
Sie betrachtet mich stumm, doch sie hat keinen Grund, mir zu misstrauen. Ich bin ihr Sohn.

Sie erhebt sich steif, legt ihre kalte, harte Hand in meine und es ist mehr, als sie je zuvor getan hat. Ich kann mich nicht entsinnen, dass sie mich je umarmt hätte, habe keine Erinnerung, dass sie mich einmal gehalten hätte. Nicht früher, als ich noch klein war und schon gar nicht später, als ich älter wurde.

Ihre Haut fühlt sich rau und trocken an, der letzten Eindruck, der sich in mein Gehirn schiebt, ehe wir durch die Luft gerissen werden und plötzlich, einen Wimpernschlag später in der verlassenen Küche stehen, auf deren Anrichte noch der geöffnete Schlaftrank steht, den ich benutzt habe um Hermine ruhigzustellen.

Die Hand meiner Mutter entgleitet der meinen, ohne dass einer von uns die seine entzogen hätte. Wir stehen voreinander, sie sieht sich um, während mein Blick auf ihr ruht. Ich überrage sie um gut einen Kopf. Das letzte Mal als ich so nahe vor ihr stand waren unsere Augen noch auf derselben Höhe.

Sie dreht sich und geht einen Schritt von mir fort, wendet sich um die eigene Achse, dann sieht sie mich wieder an, in den Augen den stummen Befehl an mich ihr zu erklären, was sie hier macht.

Ich öffne den Mund, da nehme ich plötzlich von oben ein Geräusch wahr. Ein Husten, ein Aufkeuchen, das Knarren eines Bettes. Auch die Augen meiner Mutter schießen gen Decke.

„Entschuldige mich kurz“, murmle ich hastig und wende mich bevor ich durch die Tür verschwinde noch einmal zu ihr um.

„Warte hier unten auf mich.“

„Draco, wer ist noch in diesem Haus?“, zischt sie, doch ich antworte ihr nicht.

Mit wenigen Schritten bin ich oben, betrete das Zimmer gerade noch rechtzeitig um zu sehen, wie Hermine aufstehen will. Ihre nackten Beine glänzen im fahlen Licht, beben unter der Last ihres Körpers. Sie ist so darauf konzentriert auf den Füßen zu bleiben, dass sie mein Hereinkommen nicht bemerkt.

„Halt“, herrsche ich sie an.

Sie zuckt zusammen, ihre noch immer leicht benebelten Augen erfassen mich, weiten sich und zu meiner Überraschung streckt sie mir plötzlich die schwachen Ärmchen entgegen, wankt und wirkt mit einem Mal schrecklich hilflos.

Dass ich mit einem Schritt bei ihr bin und ihre Oberarme umfasse ist meinem Körper zu verdanken, der dem Ruf des ihren Folge leistet, als wäre es schon immer so gewesen. Es erschreckt mich, wie bedingungslos und zerstörerisch er auf sie reagiert.

Verwirrt sehe ich zu ihr hinab, schüttle sie leicht.

„Granger?“

Ihre Augen weiten sich, als hätte sie mich just in diesem Moment erkannt.

„Wo warst du?“, krächzt sie und lässt sich ohne Widerworte von mir zurück ins Bett helfen, ohne mich aus dem Blick zu entlassen.

Ich antworte ihr nicht.

„Wehe du machst das noch einmal mit mir“, zischt sie, doch das Zittern ihrer Stimme nimmt der Drohung jegliche Kraft.

„Ich habe jemanden geholt, der dir helfen kann, als hüte deine Zunge“, zische ich dennoch zurück.

Trotz ihrer Verfassung bringt sie ein schwaches Schnauben über die Lippen.

„Hör zu, wenn sie gleich hochkommt, sprichst du sie nicht an, hast du mich verstanden? Du sagst kein Wort und bevor du wieder denkst du musst mir widersprechen- Granger, denk an Weasley.“

Sie sagt gar nichts und zum ersten Mal erschreckt es mich, wie sehr sie sich verändert, wenn es um ihn geht. Um ihn, der dort wo er jetzt ist ihre Hilfe garantiert nicht mehr braucht. Um ihn, dessen Leben eigentlich schon längst vorbei ist.

Ich habe kein schlechtes Gewissen, sie anzulügen. Diese Lüge macht es mir einfacher, sie unter Kontrolle zu halten und für sie ist es garantiert auch einfacher zu denken, dass da noch jemand ist, für den es sich zu leben lohnt.

Einen Moment halte ich inne und betrachte sie schweigend, sie presst die Kiefer zusammen, erwidert den Blick stumm. Meine Augen wandern von ihrem Gesicht zu ihrem Oberkörper. Mein Hemd klebt regelrecht an ihrem Körper so feucht ist es und trotzdem beben ihre nackten Beine vor Kälte.

Sie bemerkt meinen Blick und zieht hastig die Decke über sich.

„Hast du... ihn... hast du Ron gesehen?“, fragt sie schwer atmend.

Ich schüttele den Kopf, antworte aber nicht.

„Du bist ganz nass geschwitzt“, sage ich nur und befühle den Saum ihres Hemdes. Wieder kommt kein Widerstand von ihr.

„Warte.“

Ich stehe auf und hole ein frisches Hemd, das ich vor sie aufs Bett werfe.

„Kannst du alleine...“

Ich erschrecke, als ich höre, wie zerbrechlich meine Stimme klingt.

„Natürlich“, zischt sie. „Verschwinde bloß.“

Angesichts ihres Zustandes weise ich sie nicht zurecht, drehe ihr den Rücken zu und gehe hinaus.

Ich höre wie die Tür hinter mir zufällt, spüre den Luftzug im Nacken und dann sehe ich, dass meine Mutter vor mir steht. Sie starrt mich an und ich weiß, dass sie lange genug dort gestanden ist um alles gesehen zu haben.

Einen Moment sind die eisblauen Augen geweitet, die Pupillen stoßen bis an den Anschlag, dann verengen sie sich in Sekundenschnelle zu Schlitzern.

„Draco“, flüstert sie. „Was hast du getan?“

Der Junge, dem nie etwas wichtig war

„Das ist das Mädchen“, sagt sie mit Gesichtszügen, so scharf, so starr und so hart wie Felsen. „Das... ist Potters Mädchen.“

Ihr Blick liegt noch immer auf der Tür, hinter der Hermine liegt, als würde sie nicht mehr in der Lage dazu sein, etwas anderes wahrzunehmen, als das.

Ich sauge scharf Luft zwischen meinen Lippen hindurch in meinen Mund. Dann schließe ich die Augen. Ich wollte es anders angehen, sie darauf vorbereiten, was sie gleich sehen würde, ihr zuerst alles erklären, doch das ist jetzt hinfällig. Nun muss es so gehen.

Ich nicke langsam.

„Ja“, sage ich einfach. „Ja das ist sie.“

Ich stoße aufgestaute Luft aus meinen Lungen, lehne mich an die Wand hinter mir und linse zwischen meinen halb geschlossenen Lidern hindurch zu meiner Mutter hinüber.

Ihre Augen sind ganz starr, die Lippen so schmal und weiß, dass man sie nicht sehen kann.

„Draco...“ Ihre Stimme ist nur ein Hauchen, nicht mehr, trotzdem verstehe ich jede Silbe. „Wie bei Merlin ist das möglich?“

Ich betrachte sie prüfend, frage mich, ob sie es schon ahnt. Ahnt sie schon, was ich getan habe? Ahnt sie schon, was ich angerichtet habe? Ich bezweifle es, schließlich bin ich der Junge, den sie großgezogen hat und dieser Junge würde niemals jemandes Leben über das eigene stellen. Niemals.

„Bevor ich es dir erkläre: Sie ist krank und deshalb habe ich dich hergebracht“, sage ich nur.

„Wieso lebt sie noch? Sie müsste tot sein.“

Ich versuche auszuweichen, wohl wissend, dass am Ende jedes Ausweichen zwecklos sein wird.

„Später. Sie hat Fieber, Mutter!“

Mutter rührt sich keinen Millimeter. Ihre Kiefer sind so hart aufeinandergepresst, dass die Zähne dem nicht standhalten dürften, bersten müssten, doch es nicht tun. Sie sind so hart wie sie.

„Weiß der Dunkle Lord...“

„Nein. Niemand weiß es.“

Sie zeigt es nicht, aber eines weiß ich ganz genau- innerlich ist sie starr vor Entsetzten. Innerlich ist sie gelähmt vor Furcht. Muss sie auch. Sie weiß genauso gut wie ich, was es bedeutet IHN zu hintergehen. Sie weiß das genauso gut wie ich. Sie weiß was das heißt.

Einen Moment ist es still und das drückt auf meine Ohren und lässt ein unglaubliches Dröhnen aus dem Nichts entstehen. In mir vibriert alles, so angespannt bin ich.

„Draco, das kann doch nicht dein Ernst sein“, flüstert Mutter leise.

„Es ist mein Ernst. Mein voller Ernst.“

„Du hast das Schlammblood am Leben gelassen?“

„Das habe ich und jetzt wirst du mir helfen dass es das auch bleibt.“

Wir starren uns an, Mutter presst die Lippen zusammen und ich tue es ihr gleich.

„Sie muss im Schloss gewesen sein. Du hast sie mit dir genommen“, sagt sie so leise, dass ich sie kaum verstehen kann.

„Ja“, antworte ich ebenso leise. „Mutter, hör zu. Ich... erwarte nichts von dir, als dass du sie dir ansiehst und mir hilfst, dass sie überlebt. Mehr verlange ich nicht, dann kannst du gehen und wir sprechen nie wieder von ihr. Wir werden sie nie wieder erwähnen und ich werde dich niemals wieder um etwas bitten, das schwöre ich dir so wahr ich hier stehe.“

Sie starrt mich an.

„Was verlangst du da, Draco?“, flüstert sie. „Was verlangst du da nur von mir?“

„Sie könnte sterben, wenn du ihr nicht hilfst.“

Mit einem Schritt ist sie bei mir und packt meine Schultern. Ihre langen Nägel graben sich in den Stoff meines Hemdes, durchdringen es und kratzen schmerzhaft über meine Haut, die im Moment allerdings nichts davon spürt.

„Sie sollte auch sterben“, zischt sie kalt. „Ist dir denn klar, was du da angerichtet hast? Ist dir das klar, Draco? Weißt du was passiert, wenn jemand sie hier findet? Weißt du was sie mit dir machen werden? Mit mir? Deinem Vater? Bist du noch bei Verstand?!“

„Mir war von Anfang an klar, was ich tue und mit welchen Konsequenzen ich rechnen muss, wenn man sie findet. Ich brauche keine Belehrungen von dir. Du musst mir nicht aufzeigen, was passieren könnte. Ich weiß das.“

„Könnte? Was passieren KÖNNTE? Es WIRD passieren. Sie werden merken, dass sie fehlt, Draco. Sie werden sie suchen und du weißt, dass er sie finden wird. Das tut er immer. Das weißt du, Draco!“

Ich blicke sie stumm an. Natürlich weiß ich das. Natürlich weiß ich das. Dass ich sterben könnte, das ist mir vollkommen klar. Die Sache ist nur... kümmern tut es mich nicht. Nicht im Geringsten und das ist neu. Es gibt für mich keine Diskussion in diesem Punkt. Meiner Mutter das klarzumachen wird schwierig werden. Sie wird es nicht verstehen, aber das soll sie auch gar nicht.

Als ich sie nur stumm ansehe lösen sich ihre Finger von meinen Schultern, langsam tritt sie zurück.

„Das alles kann nicht dein Ernst sein. Das kann nicht sein“, sagt sie tonlos und sieht mich dabei an, als wäre ich verrückt geworden.

„Hilf ihr Mutter! Mehr will ich nicht.“

„Mehr willst du nicht? Du musst sie töten, Draco. Augenblicklich!“

„Nein!“

Meine Stimme klingt hart und duldet absolut keinen Widerstand.

Die Augen meiner Mutter verdunkeln sich noch mehr, die Pupillen ziehen sich zusammen zu zwei schwarzen Punkten, die mich keine Sekunde aus dem Blickkontakt entlassen. Sie versucht in meinen Augen zu lesen, versucht zu erkennen, was in mir vorgeht, versucht den dunklen Vorhang, der vor meinen Augen liegt zu durchdringen, aber ich weiß, dass sie keinen Erfolg haben wird.

„Wenn du sie nicht töten kannst, dann mache ich es“, sagt sie schließlich entschlossen und mit einem für ihren zarten, feingliedrigen Körper erstaunlichen Kraftakt schiebt sie mich beiseite und will die Tür aufstoßen, doch ich packe sie am Oberarm und reiße sie grob zurück, noch ehe ihre Hand die Türklinke berührt hat.

„Das wirst du nicht tun.“

Zu meiner Überraschung brülle ich. Sie zuckt zusammen, scheint von meinem Tonfall genauso überrascht zu sein, wie ich selbst es bin, was verständlich ist. Sie hat mich noch nie in meinem Leben schreien gehört. Noch nie. Bisher hatte ich auch keinen Grund dafür.

Sie starrt mich an, versucht sich an mir vorbei zu schieben, doch schlussendlich wird ihr klar, dass das nichts bringen wird.

Langsam tritt sie wieder zurück, hebt das Kinn und blickt mich herausfordernd an.

„Schön, dann sag mir was du von ihr willst, Draco! Was kannst du von ihr wollen, dass sich in wenigen Minuten nicht holen ließe?“

„Worauf willst du hinaus?“

„Sag du es mir. Was willst du von ihr? Denn du musst etwas von ihr wollen, sonst würdest du das nicht tun. Ich kenne dich.“

„Nichts. Ich will gar nichts von ihr.“

Sie stößt ein kurzes, kaltes Lachen aus.

„Beleg sie mit dem Imperius und dann kannst du tun mit ihr, wonach dir beliebt aber dann musst du sie töten, hörst du?“

Stumm starre ich meine Mutter an, dann schüttle ich langsam den Kopf.

„Das werde ich nicht tun.“

„Was willst du dann?“

„Ich will dass sie lebt, verstanden? Sonst gar nichts. Sonst will ich gar nichts.“

Ich bin selbst überrascht davon wie laut meine Stimme wieder geworden ist. Meine Mutter starrt mich an, auch ihre Augen sind geweitet sie öffnet den Mund und zum ersten Mal seit ich denken kann, sucht sie nach Worten. Als sie sie gefunden hat stellt sie schließlich die eine Frage, vor der ich mich von Anfang an gefürchtet habe.

„Draco... warum?“

Ihre Stimme klingt fassungslos, ja geradezu vollkommen luftleer und kraftlos.

Ich öffne den Mund, doch ich zögere einen Moment lang, es ist der Bruchteil einer einzigen Sekunde, ein Wimpernschlag, aber als ich den Ausdruck im weißen Gesicht meiner Mutter sehe, da weiß ich eines ganz genau- Es war zu lange.

Sie geht mit ihrem ganzen Körper zurück, schließt die Augen und als sie sie dann wieder öffnet sehe ich, dass es längst zu spät ist und ich frage mich, wie ich nur jemals der absurden Vorstellung habe nachjagen können, es ihr verheimlichen zu können.

Sie betrachtet mich abschätzend. Ihre Augen sind eiskalt, blau, so arktisch blau wie die meinen, vielleicht eine Nuance heller. Die weißen Sprenkel in ihnen verdunkeln sich, dann umspielt plötzlich ein kaltes Lächeln ihre so harten Züge.

„Der Junge, dem nie etwas wichtig war“, flüstert sie, durchbohrt mich mit ihren Eisaugen, wie mit einem glühenden Stück Stahl. Ihr Blick ist ist eindringlich, so eindringlich, dass ich weiß, dass ihm zu entkommen ein Ding der Unmöglichkeit ist. „Der Junge, der nie etwas gefühlt hat... Kann es sein... Kann es sein...“

Ihre Worte verlieren sich im Nichts. Sie lässt den Satz unbeendet in der Luft schweben und genau das macht ihn so verheerend. Genau das zieht mich zu Boden.

Ich suche nach Worten, doch mein Kopf ist wie leer gefegt. Ich möchte etwas sagen, ihr widersprechen, sie zurechtweisen, ihr sagen, wie falsch sie liegt. Ich öffne den Mund, doch alles was ihm entweicht ist zu lange in die Lunge gesperrte Luft, die nach draußen strebt.

Mutters Blick auf mir ist wie körperlicher Schmerz, drängt mich und alles was ich bin zu Boden, sodass ich ihm nicht länger standhalten kann. Ich senke den Kopf, kann sie nicht mehr ansehen und sehe deshalb auch nicht, wie der harte Zug um ihren Mund einen winzig kleinen Augenblick lang weich wird, bevor sie die Kiefer wieder fest aufeinander presst und ihr Gesicht wieder einer Maske gleicht.

Ich verfluche mich dafür, dass ich mich nicht besser unter Kontrolle halten kann. Ich verfluche sie dafür, dass sie mich als einziger Mensch auf dieser Welt gut genug kennt um aus jedem meine Blicke lesen zu können, wie aus einem offenen Buch. Dass sie es weiß, das wollte ich nie.

Mir diese Blöße zu geben vor einer Frau wie ihr, diese Scham die ich empfinde, wenn diese Eiszapfenaugen mich durchbohren, all das ist kaum zu ertragen. Sie sollte es nicht wissen. Nie.

„Mutter...“

„Nein. Nicht Draco.“

Sie wendet sich ab, beginnt plötzlich damit unruhig auf und abzugehen. Sie beachtet mich nicht mehr.

Nach einer Weile bleibt sie schließlich stehen, legt die feingliedrigen Finger an ihre Schläfen und sieht mich lange an.

„Hast du daran gedacht, was mit ihr passieren soll, später? Hast du daran gedacht wie du verhindern willst, dass es jemandem auffällt, wenn du für Stunden verschwindest?“

„Nein, das habe ich nicht. Ich habe sie da herausgeholt und jetzt lebt sie noch. Fürs erste.“

„Was hast du mit ihr vor? Willst du sie etwa hier halten über die ganzen nächsten Jahre? Willst du das vor IHM verheimlichen? Tag für Tag hier herkommen... zu ihr?“

„Ich habe keine Antworten auf deine Fragen. Ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung.“

Plötzlich steht sie wieder vor mir und packt meinen Arm. „Ausgerechnet sie, Draco! Ausgerechnet dieses Mädchen. Sie werden wissen, dass sie nicht tot ist. Sie werden sie finden. Nichts unversucht lassen, sie zu kriegen. Sie zu töten.“

„Das braucht dich nicht zu kümmern. Niemand wird wissen, dass du mir geholfen hast, sollten sie sie hier finden.“

„Er wird dich töten, Draco. Er wird dich töten. Das kann sie dir einfach nicht wert sein.“

Ihre Worte hängen schwer in der Luft, ich sehe sie stumm an, versuche es nicht zu zeigen, aber natürlich erkennt sie es. So wie ich sie lesen kann, liest sie auch mich.

Mag sein, dass ich meine Gedanken und Gefühle in allen anderen Punkten vor ihr verborgen halten kann, aber wie Gedanken, wie Gefühle verstecken, von denen man lange Zeit nicht einmal wusste, dass man sie haben und empfinden kann? Wie Gefühle verbergen, von denen man nichts weiß, als dass sie einen innerlich zerfressen wie Würmer?

Mutter schließt die Augen.

„Du hast dich nie in deinem Leben um etwas oder jemanden gekümmert. Du hast noch nie in deinem Leben einen anderen Menschen über dich und deine Bedürfnisse gestellt. Draco... dieses Mädchen... ausgerechnet dieses Mädchen... warum...?“

Warum? Warum? Sie muss doch wissen, warum.

Ich schüttele ihren Arm ab und trete von ihr zurück.

„Du wirst ihr helfen, Mutter“, sage ich ohne sie aus den Augen zu lassen. „Denn wenn nicht wird sie sterben und dann sehe ich nichts mehr, was mich noch hält auf dieser Welt.“

Als ich die Worte ausgesprochen habe, erst da merke ich, wie schwer sie eigentlich wiegen. Ich spüre sie an meinen Armen, meinem Genick, meinen Beinen zerren wie Höllenhunde, die mich auf einen Abgrund zu ziehen. Sie ziehen mich nach unten. Ich fühle mich gefesselt, doch eines weiß ich: Was ich gesagt habe, das ist wahr. So wahr wie vielleicht nichts anderes, was ich jemals gesagt habe.

Was gibt es noch, was ich habe, auf dieser Welt? Ich bin genauso alleine und verloren, wie Hermine Granger.

Fest sehe ich meiner Mutter in die Augen, weiche keine Sekunde mit meinen Pupillen von den ihren und da nickt sie plötzlich, als hätte ich etwas gesagt, ihr eine Antwort auf ihre ganzen Fragen gegeben und ich frage mich, ob nicht mein Blick allein mehr Antwort auf alles ist, was ich je zu ihr gesagt habe.

„Es gibt keine Möglichkeit dich davon abzubringen, das sehe ich“, sagt sie schließlich leise und zu meiner Überraschung sagt sie dann nichts mehr, beschimpft mich nicht, versucht auch nicht mehr, mich zu überreden, Hermine auszuliefern oder sie zu töten. Sie zögert noch einen Moment, dann strafft sie die Schultern und sieht mich an.

„Ich weiß warum du das tust... und ich werde dir helfen, aber verlange nicht von mir, dass ich es verstehe,

Draco. Das tue ich nicht. Das kann ich nicht.“

„Das will ich auch gar nicht.“

Sie nickt, dann tritt sie wieder vor mich und sieht mich eindringlich an.

„Wenn ich ihr helfe, dann will ich danach nie wieder etwas von ihr und ihrer Existenz sehen oder hören. Nach heute gibt es dieses Mädchen in unserer, in meiner Welt nicht mehr. Du tust mit ihr, wonach immer dir beliebt, das ist mir vollkommen gleichgültig. Wenn du genug hast dann töte sie... aber Draco... ich sage dir noch eines und dann werde ich nie wieder über sie sprechen:

Sie wird nie das in dir sehen, was du in ihr zu sehen glaubst. Das wird sie nicht. Niemals. Das muss dir klar sein, auch wenn es nichts an deiner Entscheidung ändern wird. Dir muss klar sein, dass zu keiner Zeit der Welt dieses Mädchen vergessen wird, was du getan hast.“

„Das ist mir klar. Das ist mir glasklar.“

„Dann fühlst du zu viel“, sagt sie kalt und emotionslos.

Ihre Stimme klingt vollkommen gleichgültig und nur dadurch unvorstellbar grausam.

„Der Junge der nie etwas gefühlt hat... fühlt plötzlich zu viel. Sie wird dein Untergang sein.“

„Das wird sie nicht. Das ist sie schon.“